

REGIONALE**10**

In der Mitte am Rand

MAGAZIN ZUR REGIONALE**10** KULTUR : BEZIRK : LIEZEN 2. JUNI - 14. AUGUST 2010

DIE REGION : ABENTEUER : ALPINISMUS : ENTDECKUNG : GELDVERDIENEN
: HAUBENKÜCHE : KUNST : LEGENDEN : LITERATUR : NACHTLEBEN : NATUR
: TRANSIT : ÜBERLEBEN : ZUKUNFT





www.landmarkt.at



Editorial

Hör mir auf mit deinen Landschaften!“ Die zwölf im Dachverband R.E.X. verbundenen Kulturinitiativen haben in ihre Bewerbung für die regionale10, das steirische Festival für zeitgenössische Kunst, das heuer vom 2. Juni bis 14. August im Bezirk Liezen über die Bühne geht, auch diesen schönen Ausruf des Estragon aufgenommen, den Samuel Beckett dieser Figur in „Warten auf Godot“ in den Mund gelegt hat.

Landschaften können tatsächlich nerven, vor allem wenn sie derart dominant, derart spektakulär sind wie in der Obersteiermark. Einfach weil sie manchmal ein wenig vergessen lassen,

dass es in einer Region auch ein reiches, auch ein herausforderndes Leben jenseits von Skipisten, Wanderwegen und Hüttenzauber gibt. Darauf haben die R.E.X.-Initiativen, die zum Teil seit Jahrzehnten versuchen, Kunst und Kultur in einer zeitgenössischen Form in diesem Raum zu vermitteln, mit ihrer Bewerbung hingewiesen. „In der Mitte am Rand“ ist sie überschrieben und weist damit auf eine Vielfalt von Bedeutungszusammenhängen und -verschiebungen, die heute zwischen Zentren und Peripherien beobachtbar sind.

Mit diesem Magazin haben wir versucht, diese Phänomene ein wenig auszuleuchten und den Bezirk Liezen,

der – einmal abgesehen von seinen Naturschönheiten – so etwas wie einen blinden Fleck in der Wahrnehmung jedenfalls des Landes darstellt, in dieser seiner Vielfalt zu fassen. Dafür haben wir uns auf neugierige Forschungsreisen in die Region begeben, die uns unzählige Male und kreuz und quer durch den riesigen Bezirk geführt haben. Was wir dabei an Besonderem, an Typischem, an Überraschendem entdeckt haben, lesen Sie auf den folgenden Seiten. Und dass wir dabei auch gelegentlich den Verlockungen der Landschaft erlegen sind, das lesen Sie dort auch. ✕

Thomas Wolkingner

IMPRESSUM Verleger und Medieninhaber: regionale – Organisations GmbH., Am Eisernen Tor 1/3, A-8010 Graz, T: +43 676 848 119 110, F: +43 810 955 404 8181, E: office@regionale.at, www.regionale10.at **Herstellung** Falter Verlagsgesellschaft m.b.H., Bereich Corporate Publishing, 1011 Wien, Marc-Aurel-Straße 9, T: +43 1 536 60 0, F: +43 1 536 60 935, E: magazine@falter.at, www.falter.at, DVR-Nr. 0476986 **Redaktion** Thomas Wolkingner **Autoren:** Günter Brus, Herwig G. Höller, Christiane Kalss, Maria Motter, Donja Noormofidi, Gerlinde Pölsler, Tiz Schaffer **Fotos** Hans Kraxner, Thomas Wolkingner, Tiz Schaffer, Herwig G. Höller, Stadtarchiv Liezen, Planai Bahnen, Melanie Kraxner, Nationalpark Gesäuse, Eva-Maria Griese, Juniors Bildarchiv/P. Frischknecht, Friedrich Böhringer, Henry Jesionka **Grafik:** Raphael Moser **Layout:** Tea Lindes Corporate Design **Lektorat:** Reinhard Czar **Druck:** Leykam Druck GmbH & Co KG, 8057 Graz

A hand is shown placing a red cube with a black symbol onto a circular base. Other cubes with different symbols (a green cube with a magnifying glass, a yellow cube with a cross, a blue cube with a circle) are also visible. The background is a vibrant blue with white circular patterns and a wavy line connecting the cubes. A large, stylized red 'X' is in the top left corner.

Foto © xavier sivecas

**PLAY
ADMONT**

SPIELERISCHE ZUGÄNGE ZU
INTERNATIONALER GEGENWARTSKUNST

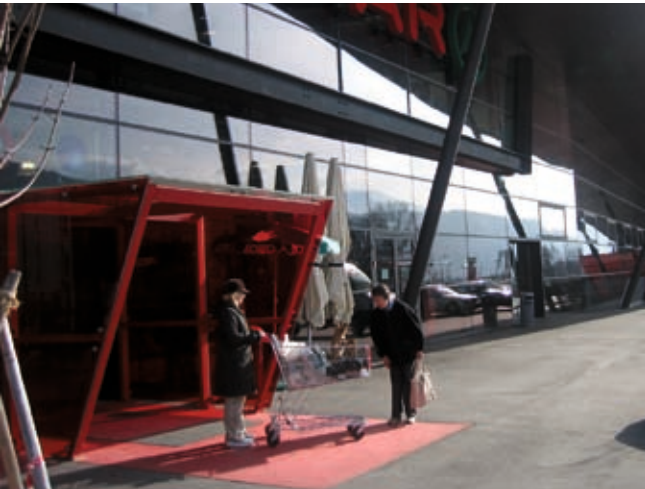
3. JUNI – 7. NOVEMBER 2010

BENEDIKTINERSTIFT ADMONT,
8911 ADMONT 1, TEL. : +43 (0) 3613/2312-601

**BIBLIOTHEK UND MUSEUM
TÄGLICH VON 9:00 BIS 17:00 UHR GEÖFFNET**

**Benediktinerstift
ADMONT**
Bibliothek & Museum

www.stiftadmont.at



Liezen lieben
Über die Bezirks-
hauptstadt Liezen
wurde bislang
nicht viel Nettes
geschrieben. Zu
Recht? **20**

Berge stürmen
Eigentlich steht
das, was Christian
Stangl tut, in der
langen Tradition der
Gesäuse-Pioniere.
Nur: Stangl ist
extremer **54**

Gespräche führen
Der Künstler Werner
Reiterer und Abt
Bruno Hubl von
Admont über
Schöpfung, Kunst
und Kirche **44**

Reisen machen
Es gibt viele fleißige
Kulturarbeiter in
Liezen. Und es gibt
viel Landschaft. Eine
Bezirkserkundung
in ganz schön vielen
Aufzügen **11**

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT
Editorial **3**

TRANSIT
Ein Kommen und Gehen **6**
Vier Biografien, die so typisch für den Bezirk
Liezen sind, wie sie für ihn untypisch sind

ABENTEUER
Bis zum bitteren Ende **11**
Man kann in zweieinhalb Stunden von Pichl
nach Hinterwildalpen fahren. Man kann sich
aber auch treiben lassen, sagen wir drei Tage
lang. Eine Erfahrung von Thomas Wolkinger

ÜBERLEBEN
Von Sommerpullovern **18**
Von den Besonderheiten lokaler Fauna und
Flora und den Tücken des Lokalklimas. Ein
Survival Guide von Christiane Kalss

STADTLIBEN
Kann man Liezen lieben? **20**
Liezen hat keinen guten Ruf zu verlieren

GELDVERDIENEN
Ganz schön viel Betrieb! **24**
Von Maresi-Machern, Trachten-Revolutionä-
ren, Waldbesitzern und Wellenreitern

KULTURARBEIT
Fest feiern mit dem Fred **28**
Warum einer dableibt, warum einer weg-
geht. Ein Gespräch mit Reinhard Stockinger
und Michael Ostrowski

ZEITGESCHICHTE
Vom alten Schlag **32**
Niemand kann Geschichte erzählen wie
Gallus Zeiler und Friedrich Ploder

REGIONALE KARTE
Bei mir bist du schoen **36**
Zum Selbsterfahren: Praktisches! Skurriles!

PROGRAMM
Die regionale10 **38**
Was das Kunst- und Kulturfestival alles bietet

LEGENDEN
Ein katholisches Gerücht **40**
Hat Adolf Hitler im Jahr 1912 die Deckenfres-
ken im Pfarrheim Selzthal gemalt? Wie ein
Gerücht entsteht und was dran ist

LITERATUR
Unbekannte Weltliteratur **42**
Wassil Bykau hat den wahrscheinlich wich-
tigsten literarischen Text über das Ennstal
verfasst. Wassil wer?

KUNST
Vom Bild der Welt **44**
Abt Bruno Hubl von Admont und der Künst-
ler Werner Reiterer über Gott und die Welt

LITERATUR & KUNST
Säuselndes Gesäuse **48**
Sagenhaftes von Günter Brus

ZUKUNFT
153 gegen den Trend **50**
Ein Bezirk schrumpft. Was tun gegen die
Abwanderung? Das, was Johnsbach tut ...

ALPINISMUS
Im Höllentempo himmelwärts **54**
Warum Christian Stangl auf Berge rennt

NATUR & TOURISMUS
Hauptsache bergauf **56**
Natur pur vs. Fun total: Eine Gratwanderung

NACHTLEBEN
Ficken, nur zwei Euro **60**
Wie man sich nachts im Ennstal vergnügt

HAUBENKÜCHE
Das letzte Mahl **64**
Sag zum Abschied leise servus: Dreihauben-
koch Dieter Dörner gibt Löffel ab

Ein Kommen und Gehen

Klar, die Obersteiermark hat so viele Gesichter, wie sie Bewohner hat.
Trotzdem: drei typische Landbewohner im Porträt

PORTRÄTS: THOMAS WOLKINGER

Was einen „typischen Obersteirer“, eine „typische Obersteirerin“ ausmacht? Man hat die raue Schönheit der obersteirischen Berge, Wälder, Almen und entlegenen Talkessel im Kopf und denkt sich danach schnell auch die Menschen zurecht: als bodenständige, fest verwurzelte Traditionalisten vielleicht. Oder als eigen- und freisinnige, ja regelrecht sture Individualisten. Mit der Wirklichkeit hat das Bild wenig gemein. Aber so ist das eben mit Klischees.

Beispiele aus dem richtigen Leben gefällig? Zum Beispiel Julia Obenaus, die nach Lehr- und Wanderjahren in aller Welt doch noch beschloss, den Familienbetrieb in St. Gallen zu übernehmen. Wochentags schuftet sie nun in der Werkstatt und überlegt sich neue Designs für klassische Produkte, ihre Wochenenden verbringt sie zur Erholung von den Strapazen des Handwerks in Wien.

Oder Maria und Günter Kienreich, die es über Rio, Zürich und Graz nach Hall bei Admont verschlagen hat und die während der warmen Jahreszeit auf der Grabneralm in den östlichen Haller Mauern leben und hungrige Wanderer aus der Stadt bewirten, die an schönen Tagen in Scharen auf den Berg strömen.

Oder Herwig Bachler, der sein Architekturbüro von Wien zurück ins verschlafene Öblarn verlegt hat. Und dort auch gleich ein neues Kulturzentrum aufbaut. ✕



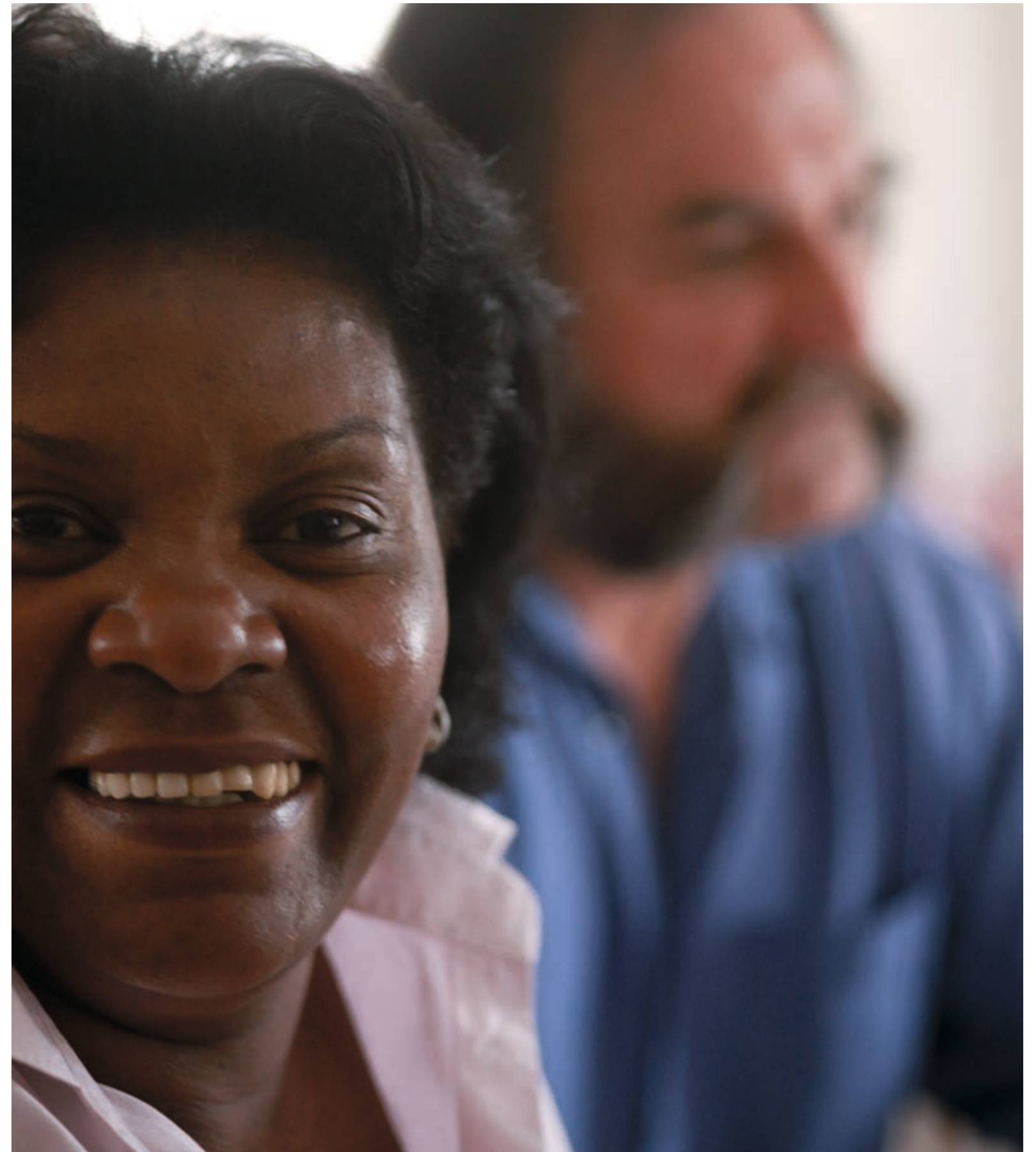
Maria u. Günter Kienreich



Julia Obenaus



Herwig Bachler



Maria und Günter Kienreich / Hüttenwirte Wenn wieder einmal einer fragt, wie Maria Kienreich ausgerechnet auf der Grabneralm gelandet ist, dann antwortet sie: „Ich hab’ den Flieger von Rio nach Wien genommen und bin dann auf die Alm auffig‘fahren.“ Und wenn wieder einmal einer fragt, wie Günter Kienreich zu seiner Frau gekommen ist, dann meint er: „Ganz ehrlich? Ich habe sie kennengelernt.“ Seit acht Jahren führen Maria, eine gelernte Friseurin, und Günter, ein alter Jazzer, der früher in Graz das Jazzcafé Maiffredy führte, das Grabneralmhaus. Eineinhalb Stunden dauert der Aufstieg vom Buchauer Sattel, auf 1395 Metern erwartet die Wanderer dann Marias weithin berühmte Küche – Kaspressknödelsuppe, Schweinsbraten aus dem Holzofen und Apfelstrudel



Julia Obenaus / Designerin Der Urgroßvater hat es vorgelebt: Der war lange als Wanderarbeiter unterwegs, bis er sich 1903 in St. Gallen niederließ und dort die Filz-Tradition der Familie begründete. Mit der hatte Julia Obenaus zunächst wenig am Hut, sie ging nach Brüssel, studierte Ethnologie in Wien, half in einer Blindenschule in Ghana aus. Irgendwann hat es dann gepasst, und sie ist zurück, um vom Vater die Kunst des Filzens zu erlernen. Seit hundert Jahren werden die Obenauser Pantoffeln nach demselben kräfteraubenden Verfahren in Handarbeit hergestellt. Dazu hat Julia Obenaus eine Linie mit schicken Designertaschen entwickelt, die sie online über obenaus.eu vertreibt. „Vom Landleben krieg’ ich nicht viel mit“, sagt sie, „am Abend bin ich einfach richtig müde“



Herwig Bachler / Architekt In der Broschüre von Herwig Bachlers Ziviltechnikerbüro ist eine kleine Grafik abgedruckt. Mitteleuropa ist darauf zu sehen, von einem Satelliten aufgenommen, nur zwei Orte sind darauf verzeichnet: der steirische Markt Öblarn – hier arbeitet Bachler, ein gebürtiger Selzthaler – und Hinterbrühl bei Mödling, dort lebt Bachlers Büropartner. Bauen und beraten tun die beiden vor allem in Wien. Zuletzt hat Bachler, der auf der Angewandten studiert und lange Jahre in Wien gelebt hat, Gesteinsgutachten für das Parlament verfasst. „17 Jahre lang war ich im Exil“, sagt er. Warum er zurückgegangen ist? „Meine Tochter kam in die Schule. Mit Kindern ist das Leben in Öblarn viel leichter.“ Und damit dort mehr los ist, hat er mit Gleichgesinnten das Kunst- und Kulturhaus [ku:L] gegründet. Mit einer bemerkenswert schönen Bar



HELLE FREUDE BEI BERGE IN FLAMMEN



MIT ZIPFER BIER KULTUR GENIESSEN.
BEI ALLEN VERANSTALTUNGEN DER REGIONALE10.

www.zipfer.at
www.regionale10.at



Bis zum bitteren Ende

In Pichl hat es angefangen. In Hinterwildalpen hat es aufgehört

EINE ERFAHRUNG VON THOMAS WOLKINGER

Vor Pichl kommt Mandling, da bricht die Enns von Salzburg in die Steiermark durch. Hinter Hinterwildalpen kommt nichts.

Zwischen Pichl und Hinterwildalpen, da liegt der Bezirk Liezen. Es ist ein großer Bezirk, kein anderer in Österreich ist größer. Oft wird gesagt, Liezen sei größer als Vorarlberg. Stimmt, aber das passiert einer Gegend bald einmal. Sagen wir lieber: Liezen ist größer als Samoa. Und es ist dünner besiedelt als Somaliland. Man kann auch sagen: Zwischen Pichl und Hinterwildalpen liegen Welten. Wenn man schnell mit dem Auto ist, kann man die 138 Kilometer dazwischen in zweieinhalb Stunden durchmessen. Dann sieht man wenig von der Landschaft und hat noch mit keinem Menschen geredet. Man kann sich auch länger Zeit nehmen, sagen wir drei Tage.

In Pichl hat es angefangen

Pichl ist eigentlich fünf: Mandling, Gleiming, Vorberg, Preunegg und Pichl. Und das Ennstal ist hier, wo die Steiermark im Westen anfängt, viel zu eng. Auf der einen Talseite geht es auf die Reiteralm, auf der anderen zum Pichlmayrgut, dazwischen müssen Fluss, Bahn und Bundesstraße Platz haben. Wie ein Rieseneidotter klebt das Hoteldorf Pichlmayrgut am Hang und wacht über das Tal. Und über das kleine Gemeindeamt, das sich an den Talhang schmiegt.

Hier wartet, es ist noch sehr früh, Johann Spielbichler. Er weiß alles über die fünf Pichls, seit einem Jahrzehnt ist Spielbichler Pichler Bürgermeister: „Pichl ist eine Streusiedlung, es hat fünf Ortsteile ohne Kern, die Kirche ist gleich da oben. Chronik kunnt ich dir auch eine geben.“ Die Dorfchronik von Pichl ist ein interessantes Büchl. Spielbichler hat die Einleitung dazu geschrieben, da geht es um das Miteinander, den Fleiß, den Fortschritt und die Identität: „Wer sind wir, woher kommen wir, wie leben wir, wo arbeiten wir?“

Mehr als er gerade muss, sagt Johann Spielbichler nicht. Wenn sein Gegenüber spricht, dann sagt er leise „Ja,



Franz Mandl
Bis zu 200 Tage im Jahr verbringt der Almenforscher am Dachstein. Was er dort erkannt hat: „Der Massentourismus macht alles kaputt“



ja“ oder „Mhm“. Ja sagt Spielbichler auch zur Ski-WM in Schladming. Die Reiteralm, die im Winter mit Hochwurzen, Planai und Hauser Kaibling eine skifahrerische Einheit bildet, ist ein „Trainingsberg“, da müssen die Pisten bis 2013 vermehrt und verbreitert werden. „Die Reiteralm ist für die Gemeinde ein Lebensnerv, wenn wir die nicht hätten, stand’ ma daneben.“

Im oberen Ennstal leben fast alle vom Tourismus, von den Ramsauern sagt man, dass sie ihre Kinder im Heizkeller schlafen lassen, damit sie mehr Platz für die Fremden haben. Aber über die Ramsauer wird viel erzählt. Auch Spielbichler hat im Zivilleben gerade umgesattelt: Die Milchwirtschaft habe sich nicht mehr ausgezahlt, die Kühe hat er abgegeben, jetzt hält Spielbichler Pferde und Schafe.

Ob er schon einmal in – „Mhm“ – Hinterwildalpen war? Spielbichler lacht verwegen. „Da ist eine Frau Bürgermeister. Ich kenn’s, war aber nicht dort.“ Was Pichl – „Ja, ja“ – mit Hinterwildalpen gemein habe? „Gar nichts, außer dass wir auch viel Berg’ haben.“

Zwischen Pichl und Hinterwildalpen liegen Welten. Und die Enns. Und hohe Berge.

Und Haus. Und die Du-Grenze. Vielleicht

Um diese Welten besser zu verstehen, kann man bei Franz Mandl nachfragen. Er lebt eine Viertelstunde von Johann Spielbichler entfernt in einem Bauernhaus in Haus, das er eigenhändig mit Holz verschalt hat.

Mit seinem Verein Anisa erforscht er seit drei Jahrzehnten die Berge und Almen der Gegend und glaubt, dass die Du-Grenze ein paar Minuten weiter östlich, zwischen Aich und Assach, verlaufen könnte. In Gröbming, wo Franz Mandl aufwuchs und wo schon sein Ururgroßvater Bürgermeister war, duze man nicht gleich jeden, hier schon, sagt er. Zwölf Kilometer sind es von Haus nach Gröbming, dazwischen liegen Welten.

Statistisch gesehen ist es eher unwahrscheinlich, Franz Mandl zu Hause anzutreffen. In guten Jahren bringt er schon einmal 200 Tage im Dachsteingebirge. Dort sucht er nach Felsbildern und anderen Spuren, die frühere Kulturen zurückgelassen haben. „Auf den Almen haben wir an die dreißig Siedlungen aus der Bronzezeit gefunden.“ Mandl, der Autodidakt ist, hat seine Erkundungen mit gut 200.000 Fotos dokumentiert, unzählige Artikel und Bücher darüber verfasst. In seinem Arbeitszimmer hängen Silikonabgüsse einiger Felsbilder. Die Menschen haben damals kaum Figuren in den verwitterten Stein geritzt, lieber Symbole. Viele Kreuze. „Ich-war-hier-Zeichen“ nennt Mandl sie. „Diese Bedürfnisse gibt es heute noch.“

Weniger Verständnis hat Mandl für andere Zeichen, auf die er während seiner Erkundungen stößt. Vor allem solche, die der Tourismus auf Gletschern und Almen hinterlässt. Mandls Fotoessay „Die Alpen wie sie sind. Bilder die keiner sehen möchte...“ ist eine zornige Anklage: Verdreckte



Gletscher, erodierte Hänge, von Technik vergewaltigte Landschaften sind da zu sehen. „Die Bilder dieses Bildbandes demaskieren die Gier nach mehr Gewinn in hochalpinen Alpenregionen“, steht in der Einleitung. Und: „Was übrig bleiben wird, zeigt uns die Geschichte: Ruinen, Müll und Verschmutzung ganzer Landstriche.“ Das müsste nicht sein, findet Mandl: „Ich bin für einen Tourismus, der nicht so viel Natur verbraucht. Die Masse macht alles kaputt.“ Wie dieser Mann zur Ski-WM im benachbarten Schladming steht, kann man sich denken.

Draußen scheint die Sonne, von der Talstation leuchten gelb die Gondeln, die auf den Kaibling wollen. Plötzlich sieht alles sehr traurig aus. Der staubige Schlossplatz, die Baustelle für das neue Gemeindeamt, das Wintersportmuseum, das fast immer zu hat.

Raus aus Haus

Weiter nach Osten durch das Ennstal, das hier schon ordentlich breit ist. An den ersten Heustadeln vorbei, die schon lange kein Heu mehr halten, aber immer noch den Ennstalboden bis ins Gesäuse verstellen. Die Relax Bar, der Imbiss Steirer-Steh, die Du-Grenze? Und weiter und mutig auf den „Sir-Stirling-Moss-Kreisverkehr“ zu, den die Gröbminger zu Ehren des legendären Rennfahrers, der immer nur Zweiter wurde, an ihre Ortseinfahrt gebaut haben.

Drei bis vier Ehrenrunden sollte man da schon drehen. Auch um den ausgezeichneten Stoderzinken-Blick

zu genießen. Und die ausgezeichnete Kreisverkehrsluft. Denn Gröbming ist nicht nur Auto-Mekka, wegen der „Ennstal-Classic“, sondern auch Luftkurort. Das geht.

Am Stoderplatzl steht ein dunkelrotes Bürgerhaus, 1875 wurde hier F. X. Mayr geboren, der Milchsemmeldiäterfinder. Die Familie führt das Haus heute als Kurhotel. Es ist wenig los, da hat man mehr von den Ausstellungsstücken, die über das Haus verteilt sind. In einer Schauvitrine liegt Mayrs Klassiker „Schönheit und Verdauung – die Verjüngung des Menschen durch sachgemäße Wartung des Darmes“. Ein Titel von zeitloser Eleganz. Man kennt das Buch vielleicht, weil es einst Josef Dabernig als jungen Künstler zu einer penibelsten und in blassblauer Männerhandschrift angefertigten Kopie angeregt hat.

Es ist viel Geschichte in Gröbming

Auch im zeitlosen Verlagsgebäude, das Herbert Eichholzer 1936 für die „Ennstaler“ Druckerei entworfen hat. Vielleicht kriegt man sogar eine Führung von Druckereibesitzer Franz Wallig, Herausgeber der bodenständigen Wochenzeitung „Der Ennstaler“. „Der Bau hat im Ort zu einem Aufstand geführt“, erzählt er, und der Mercedesstern, der an einer Silberkette an seinem Ohr hängt, wackelt lustig. Man kann sich in dieser Geschichte verlieren: Zwei Jahre nach der Errichtung des Eichholzer-Baus geriet ein Redakteur im „Ennstaler“ ins Schwärmen, weil der Führer am 3. April 1938 am

Bahnhof von Selzthal kurzen Halt gemacht hatte: „Still und groß, voll Liebe und Güte, ging der Blick Adolf Hitlers über die Menschen“, schrieb der Mann. Noch einmal fünf Jahre später, am 7. Jänner 1943, wurde Herbert Eichholzer für seinen Widerstand gegen die Nazis wegen „Hochverrats“ hingerichtet.

Es ist viel Geschichte im Ennstal. Und das mit feinem Sinn in die Zeit Gebaute – es drängt sich hier nicht auf. Wenn man doch darauf stößt, dann steckt nicht selten Gerhard Kreiner dahinter. Unfassbar, was der Mann mit seinen 14 Mitarbeitern in den letzten Jahren alles gebaut hat. „Vollgas“, sagt Kreiner. Er meint nicht das Tempo, in dem es sich für Einheimische den nahe seinem Büro gelegenen „Sir-Stirling-Moss-Kreisverkehr“ zu passieren geziemt, sondern das Tempo, in dem er über die Jahre Aufträge aus dem ganzen Bezirk an Land gezogen hat.

Ein luftiges Naturbad für Pürgg, hoch über dem Ennstalboden, hat er entworfen. Elegante Montagehallen für die Maschinenfabrik Liezen, einen Kindergarten für Admont, ein Gemeindezentrum für Weißenbach. Und ein neues Ortszentrum für Aigen. Neun Jahre Überzeugungsarbeit hat ihn das gekostet. Dafür haben die Durchzugsdörfler von Aigen jetzt eine funktionierende Mitte, die Volker Gienkes erstaunliche Kirche zum Heiligen Florian, Schule, Café und Wohnhäuser sinnvoll zusammenbindet. „Man muss ein Bewusstsein dafür schaffen, dass man mit ein bisschen Hirnschmalz für das gleiche Geld auch etwas bewegen

Gröbming Eichholzer-Eleganz!

Aigen Gienkes Gotteshaus, österlich dekoriert

Pürgg Viel besser wird die Aussicht nicht

Bad Aussee Kleines Jugendzentrum, viel Energie

Pürgg Heidi Schlömer sperrt pünktlich auf. Um 8.03 Uhr

Bad Aussee Hans Fuchs macht Kultur im Ausseerland, am Nabel der Welt

kann“, sagt Kreiner. Am gebauten Folklore- und Tourismus-Kitsch leidet er. Am „Jodler“, wie er sagt. Kreiner sieht ein wenig erschöpft aus.

Man kann sich im Ennstal verlieren

Verlieren. Verlieben. In einem der Seitentäler. Verplaudern. Verplanen. In einem der Dörfer. Weiter treiben, hängen bleiben. Man wäre nicht der Erste.

Ein spätes Mittagessen am Wasser. Denkt man sich das sonore Blöken in der Luft als Eines, das von Schiffshörnern und nicht von Lastwagenhupen herrührt, dann kann man sich den Gastgarten am Fischteich von Trautenfels als einen paradiesischen Ort vorstellen: überragt von Schloss Trautenfels, im 16. Jahrhundert religiöses Zentrum der Lutheraner, heute so etwas wie ein Mini-Gegen-Admont, ein weltlicher Stift-Schatten im Verbund des Universalmuseums Joanneum.

Rundum Teiche, die Sonne überm Zenit und im Rücken der „Knoten Trautenfels“. Dort kommen das Blöken und das Autorauschen her, das wie kein anderes Geräusch den Ennstalboden bestimmt. Früher fuhren hier die „Gastarbeiter“ von Istanbul nach München und retour, heute wälzen sich Lkw, Pendler und Touristen über die B 320.

Und manchmal braust ein Eurofighter übers Tal. Unsichtbar. Jetzt braust gerade Moreau heran. Mit dem Fahrrad, versteht sich. Moreau ist ein Widerständiger. Das hat schon mit seinem Namen begonnen, den er als 15-Jähriger gewählt hat, um seinem Vater etwas klarzumachen. Der wollte, dass der junge Reinhard Thalhammer später die elterliche Gerberei übernimmt. Moreau wurde stattdessen Maler und Grafiker. Heute meldet er sich am Telefon mit den Worten: „Hallo, wer stört?“

Und er sagt: „Ich kämpfe an vorderster Front in Sachen Bürgerinitiativen und Autobahnabwehr.“ Seit Jahrzehnten wogt im Ennstal der Streit zwischen Befürwortern und Gegnern eines Ausbaus der Bundesstraße. „Hitler wollte hier schon eine Autobahn durchbauen“, sagt Moreau. Protestcamps, Medienkampagnen und Informationsveranstaltungen haben die Autobahngegner, die sich in Bürger-



Moreau

Ein Widerständiger war Moreau schon immer. In der Bürgerbewegung gegen den Straßenausbau im Ennstal ist er seit bald zwanzig Jahren aktiv. „Ich kämpfe an vorderster Front“

initiativen wie NETT zusammenschlossen haben, über die Jahre organisiert und waren damit so erfolgreich wie keine andere Bürgerbewegung des Landes. Was nicht bedeutet, dass der Kampf gegen die Wirtschaftslobby gewonnen wäre: „Sie probieren’s immer wieder. Seit 700 Jahren haben sie Schwierigkeiten mit der Gegend und haben’s immer noch nicht begriffen.“ „Sie“ – das sind die Machthabenden, die Landesräte, die Spin-Doktoren. Derzeit versuchten sie gerade, den „Knoten Trautenfels“ zu einem 60 Meter durchmessenden Kreisverkehrsmönster auszubauen.

So ein Nachmittag an einem Fischteich von Trautenfels, man spürt gar nicht, wie er vergeht.

Eine Nacht in Pürgg. Vielen Dank

Und keine Angst vor Pürgg. Es stimmt, das kleine Dorf hoch über dem Knoten von Trautenfels, das „steirische Kripperl“ – es rosegert, es groggert. Aber Pürgg kann nichts dafür. Pürgg ist unschuldig. Wirklich. Pürgg ist unwirklich.

Kann sein, dass man hier spät-abends zur Johanneskapelle spaziert, das Tor offen findet, die bedeutendsten romanischen Fresken des Landes nur von einem Zettel behütet: „Nasse Kleidung und Regenschirme hier im Vorraum ablegen. Vielen Dank.“ Der gemalte Raum der Johanneskapelle ist unwirklich, das Byzantinische der Maria am Spinnrocken, das Fabelhaft-Erhabene des Katzen-Mäuse-Kriegs, die arabisierenden Ornamente. Vielen Dank.

Kann sein, dass man in Pürgg auf Dietmar Seiler trifft, den künstlerischen Leiter der regionale. Er hat hier ein Zimmer gemietet, von dem aus er einen Grimming-Blick haben muss, wie es keinen Zweiten gibt. Von hier aus hat er nicht allzu weit zu den Austragungsorten der regionale, die über den ganzen Bezirk verstreut liegen. Und er hat gar nicht weit zu einem Gasthaus, das nicht zufällig gleich wie die Bürgermeisterin von Pürgg-Trautenfels, nämlich „Krenn“, heißt und das zu den schönsten im ganzen Bezirk zählt. Und über den Topfenstrudel und die Beerenlese ist da noch kein Wort verloren.

Kann sein, dass man in Pürgg morgens von den Kirchenglocken geweckt wird und, nachtvernebelt, durch den Ort spaziert, der da vor dem Grimming kauert. Und dabei Heidi Schlömmert trifft. Pünktlich um 8.03 sperrt sie ihre „Gemischtwarenhandlung Adam“ auf. Nicht an alle Wochentagen, so viel brauchen die hundert Menschen nicht, die noch nicht wie die anderen von Pürgg weggezogen sind, weil sie hier keine Arbeit mehr finden. Um 8.03 deshalb, weil sie sowieso immer zu spät kommt, sagt sie, während sie die grünen Fensterbalken aufstößt.

Seit Generationen führt ihre Familie das Geschäft, im 15. Jahrhundert taucht der „Kramladen an der Stiege“ erstmals in einer Urkunde auf. Im kühlen Gewölbe des Verkaufsraumes hat Heidi Schlömmert ihre Warenwunderwelt eingerichtet. Man kann hier alles kaufen – wenn auch von jeder Sorte vielleicht nur ein Stück. „Es gibt ein paar besondere Flecken auf der Welt: Hallstatt, Venedig, Pürgg“, sagt Heidi Schlömmert. „Ich habe das Glück, an einem von ihnen geboren zu sein.“

Zeit für einen Ausflug

Jetzt kann man natürlich auch vor dem Ausseerland, das man von Pürgg aus im Handumdrehen erreicht, ein bisschen Angst haben. Wegen der Hirschledernen und der Trachtenjopern, die sich die Wiener anziehen, die hier einen Zweitwohnsitz haben. Wegen der Anna Plochl, der Salzbarone, der Narzissen und wegen des Kirtags. Und wegen der echten Ausseer, die bei den echten Ennstalern, die selbst nicht ganz frei von Selbstbewusstsein sein sollen, noch einmal verschrien sind. „Die Ausseer mit ihrer Übermentalität! Zu denen kommt schwer dazu“, hat schon der Pichler Bürgermeister Spielbichler gewarnt.

Zwischen Pichl und Bad Aussee liegen Welten. Dabei sind es nur 70 Straßenkilometer.

In Liezen gehört es freilich zum guten Ton, dass man gerne einmal Witze über die macht, die das Pech haben, im Nachbardorf oder im Nebental geboren zu sein. Vielleicht ist das Witzeln ja der Uhu, der den Bezirk erst zusammenhält. „Der westliche Ennstaler ist stolz, der östliche Ennstaler devot, der



Paltentaler skeptisch und der Ausseer ist herrschaftsfrei und listig“, hat einer gesagt, der lange darüber nachgedacht hat.

Bad Aussee ist trotzdem kein Ort, den einer schnell versteht. Warum? Zum Beispiel das Plakat auf dem Platz vor der Pfarrkirche St. Paul. Auf dem steht: „Vorfriede auf unseren neuen KIRCHENPLATZ“. Eine Katze spielt davor in der Sonne. Hier werden sehr viele Fragen aufgeworfen. Oder zum Beispiel der Schriftzug „Dirndl-Express“ auf einem Lieferwagen. Oder zum Beispiel der riesige Mercedesstern über der Traun, der angeblich die Mitte von Österreich markiert. Warum?

Richtig schön ist’s in Altaussee

Hält man sich nach Bad Aussee nur lange genug bergauf und rechts, ohne auf den Loser zu fahren, was auch sehr schön ist, ist plötzlich die Straße aus. Man steht dann vor dem Hotel am See der Familie Frischmuth. Auf der Veranda des Seewirts kann man wirklich gute Leberknödelsuppe mit wirklich schönem Tressensteinblik essen, nur der Altausseerseewirtsfisch ist viel zu teuer.

Wirklich schön ist in Altaussee auch das Rüsthaus der Freiwilligen Feuerwehr. Es ist brandneu und so groß, dass darin die Freiwilligen Feuerwehrleute und alle Blasmusikanten des gesamten Bezirks Liezen zugleich Polka tanzen könnten. Tun sie aber nicht. Wenn die tanzen, dann nicht im Rüsthaus, sondern im Kirtagsbierzelt, das die schlauen Altausseer Feuerwehrleute heuer

im Herbst schon zum 50. Mal aufstellen und mit dem sie jedes Mal so viel Geld verdienen, dass sie sich alle paar Jahre ein noch größeres Rüsthaus bauen können.

Ganz in der Nähe des Rüsthauses, vor dem die Männer an diesem Tag schon vormittags damit begonnen haben, sich mit einer Kiste Bier auf den Herbst einzustimmen, lebt die Schriftstellerin Barbara Frischmuth. Zwischen dem Rüsthaus und Frischmuths Ausseerhaus samt dem berühmten Garten liegen, man kann sich das schon denken, Welten. Dabei sind es, richtig, nur zwei Minuten.

Dass sich Frischmuth für das literarische Leben im Ort engagiert, liegt nahe, selbstverständlich ist es nicht. Sie steht dem Literaturmuseum vor, das die Altausseer Literaturtradition, die sich auf historische Sommerfrischler wie Jakob Wassermann, Hermann Broch oder Friedrich Torberg berufen kann, lebendig hält, sie hat einen Literaturgarten angelegt, veranstaltet Lesungen und kämpft dafür, dass auch weniger bekannte Aspekte der jüngeren Ausseer Geschichte, der Widerstand gegen die Nazis zum Beispiel, aufgearbeitet werden.

Das Spiel mit den Identitäten, das kennt Frischmuth natürlich auch. Freilich mit umgekehrten Vorzeichen. Dass die Ennstaler ein ganz anderer Schlag wären, meinten die Altausseer. „Und die Estreicher erst!“ „Estreicher“ sage der Altausseer gerne zu den Oberösterreichern, die hinter dem Pötschen leben. Und „Wienerseer“ und „Grazer-

seer“ zu den vielen Zweitwohnsitzlern, über die er gerne schimpfe, wenn sie im Ort „aufgekrant wie die Almkühe oder Ochsen herumstapfen“. „Ich halte das alles für Getue“, sagt Frischmuth. „Das ist heiße Luft. Da hat man was zu reden, kann einander aufziehen.“ Genau so ist das.

Ab durch die Mitte

Die Ausseer können sagen, was sie wollen. Die Mitte von Österreich liegt nicht im Kurpark von Bad Aussee, die Mitte von Österreich liegt in einem Siebzigerjahrehaus mit Schwimmbad in der Admonter Straße in der Bezirkshauptstadt Liezen. Zumindest seit Dagmar und Hildegard Karow in Pension sind.

25 Minuten Fahrtzeit sind es von Pürgg hierher. Im Wintergarten mit den Orchideen hat Dagmar Karow ihrer Mutter Hildegard wie jeden Tag die Zeitung, die Leselupe und einen Krug mit Wasser hergerichtet. Große Ansprüche haben die beiden Damen nicht, sie hatten nie Zeit, welche zu kultivieren. Am 1. April 1942 hat Hildegard Karow, Jahrgang 1922, die kleine Bahnhofswirtschaft aufgesperrt, nachdem ihr Mann, ein Klempnermeister aus dem westpreußischen Schlochau, in den Krieg gezogen war, aus dem er nicht mehr heimkehrte. „Es hat g’schnieben an dem Tag“, sagt Hildegard Karow. Am 1. Mai 2008 hat Hildegard Karow das Lokal, das inzwischen zu einem nachkriegscharmanten Hotelensemble samt Restaurant, Stüberl und Festsaal angewachsen war,



Grenzgang

Facts

Über 400 Kilometer und 40.000 Höhenmeter führt die Wanderung rund um den Bezirk, ab 11.8. schwillt sie zur grenzsprengenden Kulturkarawane an (s. Seite 38)

Land in Sicht

Facts

„Ermutigungen zur Lage der Region“ hat sich der Musiker und Arzt Ernst Huber ausgedacht, feine Denkwerkstätten mit Gästen wie Friedrich Achleitner, Bodo Hell oder Sonja Vučina (s. Seite 38)

gemeinsam mit ihrer Tochter Dagmar, Jahrgang 1941, wieder zugesperrt, nachdem die beiden diesen Zeitpunkt jahrelang hinauszuzögern versucht hatten. Dann ging es einfach nicht mehr.

In diesen 66 Jahren hat nur Dagmar Karow einmal eine Woche Urlaub gemacht. Weil ihr Stammgäste aus Dänemark ein Flugticket in die Hand drückten und sie nötigten, sofort mitzukommen. In diesen 66 Jahren haben die Karows miterlebt, wie ihr Hotel zum ersten Haus am Platz wurde, ideal gelegen zwischen Ennstal-Bundesstraße und Bahnhof, und wie Liezen vom ländlichen Dorf zur stattlichen Einkaufsmetropole anwuchs.

Hunderttausende Gäste haben die Karows beherbergt und verköstigt, Tausende Anekdoten haben sie erinnert, Dutzende Fotos gesammelt und in Alben geklebt, in denen sie jetzt in ihrem Wintergarten blättern. Sie erzählen vom Kreisky, der hier übernachtete, wenn er die Voest besucht hat, von den Fußballern vom GAK und von Sturm, die nach Auswärtsspielen hier eine späte Jause gekriegt haben. Von Heinrich Harrer, von Rosemarie Isopp und Franz Olah. Von den Gastarbeiterbussen, von den amerikanischen Reisegruppen, die auf dem Weg nach München pausierten, um den Karow'schen Apfelstrudel zu essen.

„Liezen ist ja im Mittelpunkt von Österreich“, sagt Hildegard Karow. „Wir waren der Mittelpunkt. Und ich muss Ihnen ehrlich sagen: Wir haben ein gutes Geschäft gemacht.“

Seit das Hotel Karow zugesperrt hat, hat der Bezirk seine Mitte verloren. Dagmar und Hildegard Karow haben sie als Erinnerung in die Admonter Straße mitgenommen. Hildegard Karow muss tief seufzen, wenn sie daran denkt, dass das Hotel, das sie verpachtet hat, jetzt leer steht. Gut, die regionale wird es als Festivalzentrum nutzen. „Und wenn ich nicht mehr bin“, glaubt Hildegard Karow von ihrer Tochter, „wird sie's heut oder morgen verkaufen. Sie tut es nur wegen mir nicht.“

Ein Bezirk ohne Mitte. Viel Rand und Band

Man kann sich in Liezen verlieben. Man kann sich „verliezen“. Auch



Dagmar und Hildegard Karow
Jahrzehntelang haben Tochter Dagmar, Jahrgang 1941, und Mutter Hildegard, Jahrgang 1922, all die Menschen bewirtet und beherbergt, die ganz dringend durchs Ennstal mussten

weil es, obwohl es auf den ersten Blick nicht so aussieht, gar nicht so ist, dass in Liezen nichts ist. Dass es hier nur Almrauschfeste, aber nichts Randständiges gibt. Nur Peripheres, nichts von zentraler Bedeutung, nur Mainstream, kaum was für Minderheiten. Dass also kulturell eher wenig los ist.

Es stimmt nicht. Wenn man durch das Ennstal rollt und die Seitentäler nicht auslässt, dann stößt man, wenn man nur darauf achtet, alle paar Kilometer auf so ein randständiges Zentrum. Zwölf dieser Einrichtungen haben sogar zarte Bande der Zusammenarbeit untereinander zu spinnen begonnen, sich im Dachverband R.E.X. gefunden und mit dem Thema „In der Mitte am Rand“ erfolgreich um die Austragung der regionale10 beworben.

Hans Fuchs zum Beispiel, ein karenzierter Postbeamter, hat vor zwölf Jahren den Kulturverein Kik ins Leben gerufen und macht auch dann noch Programm im Ausseerland, wenn die Sommergäste wieder abgerauscht sind. Fuchs veranstaltet Rock genauso wie Kleinkunst und „echte Volksmusik“, die er gerne mit der Welt kurzschließt. Vor zwei Jahren hat er die gamsbarttragenden Straßner Pascher zu Ober-tonsängern in die Mongolei geschickt. Fuchs: „Plötzlich wird diese Grenze überschritten!“

Oder Alexander Buschenreiter, der vor langer Zeit an „Musicbox“ und „Okay“ mitgewirkt hat, bevor er die Welt der Hopi zu studieren begann, um noch später nach Obersdorf zu ziehen und mit seiner Frau Angela „Impuls Aussee“ zu gründen. Dort verbinden sie heute Jugendberatung mit der Förderung von Jugendkultur, von HipHop und Breakdance. Buschenreiter: „Es ist ein Irrglaube der Bevölkerung, wir beschäftigen uns nur mit Randständigem.“

Oder Dorothee Steinbauer und Wolfgang Dobrowsky, die schon in Heilbronn, in Innsbruck und im Grazer Teatro gemeinsame Theatersachen machten und seit Sommer 2001 das von Riegler Riewe in Form gebrachte Culturcentrum Stainach führen. Ein wunderschöner Ort mit breitem Programmspektrum und urbanem Bahnhofsblick. Steinbauer: „Ich gestatte mir auch, dass etwas schiefgehen darf.“

Oder zum Beispiel Franz Maunz

Wenn man den Wengerwirt Franz Maunz besuchen will, dann muss man freilich diese Grenze passieren. Es ist die am deutlichsten spürbare Grenze im Bezirk Liezen. Deutlicher als die Du-Grenze, stärker als die Ausseer Schwelle. Sie verläuft irgendwo bei Ardnig, nur zehn Minuten von den Karows entfernt. Jeder erfährt sie – wenn auch nicht am exakt selben Punkt. Für die einen geht es schon in der Admonter Straße los, dass sie glauben, sie fahren in eine andere Welt. Für die anderen erst, wenn sie in der Ferne die Wallfahrtskirche von Frauenberg am Hügel stehen sehen, dann vielleicht aussteigen und merken, dass das Rauschen und das Brausen, das Brummen und Blöken plötzlich aufgehört haben, das der Verkehr weiter westlich pausenlos produziert.

Bald, sobald sich die Enns ins Gesäuse zwängt, rauscht nur mehr das Wasser.

Man muss diesen Stille-Meridian passieren, wenn man Franz Maunz in Weng besuchen und dann vielleicht weiter in die wirklich wilde Obersteiermark vordringen will. Der Wengerwirt ist zu einem Kulturzentrum geworden, weil Maunz den Jazz liebt. Das tun hier oben nicht wenige, erzählt er in seinem Wirtshaus, das es schon 1437 als „Vorspannwirtshaus“ an der alten Straße über den Buchauer Sattel gab, das es aber künftig als Wirtshaus nur mehr dann gibt, wenn der Wengerwirt seine Liebe zum Jazz auslebt und ein Konzert veranstaltet.

300-mal hat er das schon gemacht, seit er vor dreißig Jahren damit begonnen hat. Und begonnen hat er, weil er 1980 bei der Landesausstellung in Admont Erich Kleinschuster und Ewald Oberleitners Neighbours spielen gehört hat. „Die Landesausstellung hat damals die ganze Gegend für den Jazz gewonnen. Die war wirklich nachhaltig“, sagt Maunz.

Bis zum bitteren Ende

Wenn man die Enns bis zum bitteren steirischen Ende weiter entlangrollt, kommt man irgendwann zu Ernst Huber. Huber ist praktischer Arzt in Weißenbach, einer der Motoren des kulturell umtriebigen Burgvereins



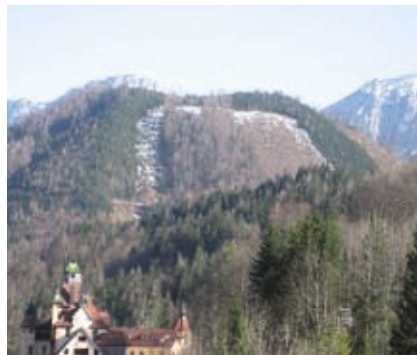
Gallenstein, der auch zu R.E.X. gehört, und ungefähr zur selben Zeit mit seiner Worldfolk-Band Broadlahn aktiv geworden, zu der Franz Maunz mit dem Jazzvirus angesteckt wurde.

Ernst Huber ist ein Phänomen. Es ist, als stünde er unter Strom. Selbst wenn er sich gerade beim Mittagessen im früheren Traditionsgasthaus Vogelhübel, das eben von Linzer Griechen übernommen wurde, entspannen sollte. Und er weiß alles. Über die Eisenindustrie und die Sensenhämmer, die hier das Leben im 15. Jahrhundert prägten, über die Sommerfrischler, die noch um die Jahrhundertwende Schmetterlinge in der Spitzenbachklamm fingen, über die Gräueltaten der Nazis im Krieg. Er weiß, wie Katholizismus und Kapitalismus auf die Ennstaler Menschen gewirkt haben („Zivilgesellschaft? Das gibt's hier nicht“), mit Sorge verfolgt er die „Strukturentleerungen in ländlichen Regionen“. Und dazu, warum er trotz allem gerne hier lebt, sagt er: „Ich mag einfach die Leute, wie sie sind.“

Talschluss. Disco-Fox

Hinter St. Gallen, hinter Weißenbach und Altenmarkt, da rinnt die Steiermark nach Ober- und nach Niederösterreich aus.

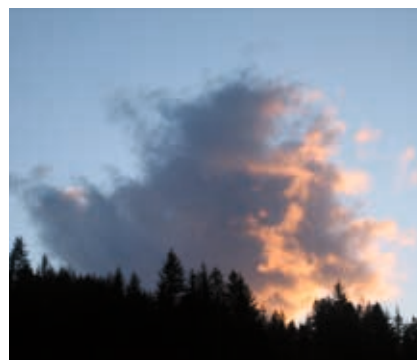
Nur nach Osten geht das Steierland weiter, die Salza-aufwärts, über Palfau dem Hochschwab zu. Hierher kommt niemand mehr, nur versprengte Bergsteiger und Wildwassersportler. Weiter treiben, hängen bleiben. In tief geschnittenen Schluchten, in dichten Wäldern, in dunkelgrünem Wasser.



Wildalpen. Kühbachau, Holzäpfeltal, Hopfgarten, Poschenhöh und Winterhöh heißen hier die Adressen. Nur wenn man es weiß, künden das Hotel Wildalpen und das Restaurant Kaiserast noch von der Zeit, als Graf Johann Nepomuk Wilczek, der große Förderer der Payer-Weyprecht-Expedition, in den umliegenden Wäldern zu legendären Jagden lud. Seit mehr als einem Jahr ist der Kasten, der in den Achtzigern komplett verhandelt wurde, komplett zu. Die Leute hätten heute Eigenjagden, die bräuchten keine Hotelzimmer mehr, sagt die Wirtin im Café Restaurant Traude Grabner. Es ist das einzige Gasthaus im Dorf. Im Hinterzimmer hält der Kameradschaftsbund ein Totengedenken ab, aus den Boxen Disco-Fox.

Das Gemeindeamt schmiegt sich in Wildalpen an das Rüsthaus der Feuerwehr. Warten. Es ist spät am Tag. Dann kommt Karin Gulas angetrauscht, seit 2007 ist sie Bürgermeisterin. Bei der letzten Wahl hat ihre SPÖ 45 Stimmen verloren, gar nicht so wenig bei 484 Wahlberechtigten. „Wir wollen die Jungen ansprechen“, sagt sie. „Wir haben 50 Personen zwischen 16 und 25, das sind relativ viele. Für die haben wir eine Fete blanche veranstaltet, zu der auch die gekommen sind, die etwas anderes wählen. Man muss mit allen reden.“ Karin Gulas hat es eilig. Sie spricht schnell und mit einem starken niederösterreichischen Akzent.

Nirgendwo ist die Steiermark fremder als in Wildalpen, kaum wo ist sie schöner. Pichl, Haus, Gröbming, Aus-



see, Liezen, Weng, St. Gallen – Lichtjahre entfernt. Seit hundert Jahren fließt das Hochschwabwasser von hier über die II. Wiener Hochquellenwasserleitung in die Bundeshauptstadt, der Wiener Magistrat ist der größte Arbeitgeber im Ort. Auch die steirische Bürgermeisterin Karin Gulas ist Wiener Magistratsbedienstete, in ihrem Zivilberuf arbeitet sie im Wasserleitungsmuseum. „Manche sagen, Wildalpen ist der 24. Wiener Gemeindebezirk“, sagt Gulas noch. Dann muss sie ganz schnell weg.

Es ist spät, kalter Wind setzt ein

Hinter Wildalpen kommt Hinterwildalpen. Hinter Hinterwildalpen kommt nichts. Ein Reisender hat 1897 über die Anfahrt nach Hinterwildalpen geschrieben: „Die Schreierenge steht durch schauerliche Wildheit der Scenerie einzig in der Steiermark da. (...) Immer wilder toben und brodeln die heulenden Wässer und immer höher steigen die dunklen Felsenmauern über uns empor. (...) Endlich weitete sich die Enge und unser Blick trifft eine kleine Häusergruppe, ein paar Holzknechtshütten in einer lieblichen Thalweitung.“

Hier hört es auf, in der lieblichen „Thalweitung“ weit hinter Wildalpen. Im gastfreundlichen Gasthof zum Krug. Die Menschen haben diesen Ort Hinterwildalpen genannt, sie haben stark untertrieben. Hier hört es auf, hinter Hinterwildalpen kommt nichts. Nirgendwo schläft man besser, nirgendwo ist Stille so still. ✕

Stainach Vom CCW auf den Bahnhof schauen, sehr schön

Erbsattel Schloss Kasegg, liegt romantisch, steht aber leer. Warum nur?

Wildalpen Bürgermeisterin Karin Gulas ist die wienerischste Steirerin

Weißenbach/Enns Der schönste Info-Point des Bezirks

Hinterwildalpen Im Gasthof zum Krug ist die Wirtin 50 geworden. Gratulation!

Hinterwildalpen Nirgendwo schläft man besser

Von Sommerpullovern Ein Survival Guide

CHRISTIANE KALSS

Liezen ist nicht einfach. Es ist auch nicht besonders kompliziert, aber eben auch nicht besonders einfach. Deswegen sollte man ein paar Dinge wissen, bevor man sich in die sumpfigen Täler der Obersteiermark wagt.

Über die Besonderheiten der Botanik

Die sibirische Schwertlilie blüht immer besonders üppig und prachtvoll auf Liezens weiten Wiesen. Der Fokus in diesem Satz liegt weniger auf „üppig und prachtvoll“ als auf „sibirische“. Das Klima ist nicht besonders freundlich und wirkt sich natürlich auch auf die hier heimischen Menschen aus.

Es ist nicht immer leicht mit den Liezenern, es sei denn, es gelingt einem, ihr Vertrauen zu gewinnen. Das kann mitunter ein etwas mühseliges Unterfangen sein. Das weiß ich so genau, weil ich selber einer von diesen Menschen bin. Alpin kühl, dem Fremden, dem Flachen und dem übertrieben Fröhlichen stets mit gesunder Skepsis gegenüberstehend. Eine Liezenerin.

Wie man sich wettergerecht und trotzdem stilvoll kleidet

Die Heizsaison kann schon mal von August bis Juli dauern. Wobei bei uns zu Hause manchmal schon zwei oder sogar drei Monate lang die Heizung aus war, muss ich zur Ehrenrettung des Liezener Sommers sagen. Es genügte in der Zeit, nur mit dem Kachelofen zu heizen. Im Winter wie auch im Sommer ist der Pullover ein unverzichtbares Kleidungsstück. Aber Pullover ist nicht gleich Pullover. Der Winterpullover unterscheidet sich ganz wesentlich vom Sommerpullover. Nämlich durch das Vorhandensein eines Rollkragens. Meistens.

Wie man sich bei Begegnungen mit Tieren richtig verhält

Die Hauskätzchen, die ich als Kind hatte, um in dieser kleinen Stadt mehr Gesellschaft zu haben, wurden leider nie besonders alt. Sie fielen allesamt ihrer eigenen Fehleinschätzung der Geschwindigkeit von herannahenden Fahrzeugen zum Opfer. Eigentlich sind Liezener besonders bedacht auf das Wohl aller (niedlichen) Kreaturen des Herrgotts.

Besonders schützenswert ist zum Beispiel der Wachtelkönig, der angeblich irgendwo durch die Auen hopst. Es kam mir noch nie einer unter, doch ich achte auch nicht so besonders auf wildelebende Kleintiere, es sei denn, ich habe den Verdacht, sie wollen mir etwas anhaben. Das kommt eigentlich sehr selten vor außer diesem einen Mal, wo ich knapp einem heimtückischen Fledermausangriff in den zähen Rauchschwaden der alljährlichen Osterfeuer entkam.



Zur Person

Christiane Kalss, geboren 1984 in Liezen, hat in Wien Theater-, Film- und Medienwissenschaft und in Graz szenisches Schreiben studiert und lebt derzeit als Schriftstellerin in Berlin

Manchmal knabbern auch kulinarisch experimentierfreudige Marder Autos an, aber das ist wohl kein spezifisch Liezener Phänomen. Mit den Autos verhält es sich allerdings anders. Einen Liezener ohne Auto trifft man selten, beziehungsweise Liezener trifft man selten, weil sie so viel Zeit in ihren Autos verbringen und es aus bloßer Gewohnheit meiden, zu Fuß zu gehen. In Liezen muss man fast ein Auto haben. Nicht nur damit man lässig durch die ganzen kleinen Kreisverkehre cruisen kann und bei Gelegenheit austesten, bis zu welcher Geschwindigkeit die Nachbarskatze noch dem Tode entwischen kann, sondern vor allem auch, weil man sonst entweder nirgendwo hinkommt oder nicht mehr zurück.

Besondere Gefahrenquellen, und wie man lernt angstfrei damit umzugehen

Als Nichteinheimischer kann es vorkommen, dass man von der Angst befallen wird, die Berge würden immer näher rücken, um einen irgendwann genau in dem Moment, als man gerade glücklich mit sich und seinem Einfamilienhaus werden wollte, zu erdrücken. Einfach nur weil sie groß und massiv sind und es können. Als Einheimischer sind einem solche Gedanken auch nicht fremd. Doch es gibt Strategien, um damit fertig zu werden. Entweder vertraut man ganz selbstverständlich drauf, dass die Berge träge Hunde sind, die sich nicht wesentlich von der Stelle bewegen, oder man hat es durch jahrelange genaueste Beobachtung herausgefunden und verlässt sich stur auf diesen Erfahrungswert. So wie ich. Jahrelang saß ich vorm Fenster – das zum Glück zufällig direkt neben meinem besten Freund, dem Fernseher, war –, und die Berge rückten nicht wesentlich näher. Ich wurde größer, wurde mir gesagt.

Die Kultur verstehen lernen

Wie bei den meisten anderen kleineren Völkern, die etwas abgeschieden leben, hat sich auch in Liezen ein komplexes System von Mythen und Legenden entwickelt. Manchmal, wenn man sich gerade an die Stille um einen herum gewöhnt hat, taucht aus dem Nichts irgendjemand auf und erzählt Geschichten von Herren, die sich mitten im tiefsten Wald ihr eigenes Häuschen rund um einen alten Baum bauten und allein vor sich hinlebten.

Oder von einer Dame, die nicht allein sein konnte. Wirklich nicht. In ihrem Bein hatte sich eine Madenkolonie angesiedelt. Oder vom älteren Herrn, der sich an einem normalen Arbeitstag volltrunken auf den Heimweg machte, sich übergeben musste und seitdem kein Gebiss mehr hatte. Das war mein Opa. Das Besondere an den Liezener Lokalmythen: Sie sind ausnahmslos alle wahr. ✕



Die sibirische Schwertlilie blüht besonders üppig und prachtvoll auf Liezens weiten Wiesen. Mit Fokus auf „sibirische“

Kann man Liezen lieben?

Die Bezirkshauptstadt Liezen hat einen Ruf zu verlieren
– den als hässlichste Stadt der Steiermark

STADTPORTRÄT: THOMAS WOLKINGER



Learning from Liezen

Facts

Der Schweizer Kunstschemel Hans Peter Litscher hat sich für Liezen ein wundersames Stadtbilderrätsel ausgedacht (s. Seite 38)

Baustelle Baukultur

Facts

Auf sechs Busausflügen lässt sich erfahren, wie Baukultur in Liezen gelebt wird. Ja, Gutes wie weniger Gutes. Ausgangspunkt: Herbert Eichholzers Druckerei Wallig in Gröbming. Dort gibt's auch eine Ausstellung im Baucontainer (s. Seite 38)

Das Nettteste, das jemals über die Bezirkshauptstadt Liezen geschrieben wurde, wurde zu einer Zeit geschrieben, als Liezen noch gar keine Stadt war. Der Kartograf und Ahnherr der steirischen Geografie, Joseph Carl Kindermann, notierte im Jahr 1798 in seinem „Repertorium der Steyermärkischen Geschichte“ den Satz: „Dieses nicht sehr weit von der Ens entfernte Dorf ist eines der größten und schönsten Dörfer des Landes, wo unter anderem beträchtliche Pferdemarkte gehalten werden.“ Das war's. Zweihundert Jahre sind ins Land gezogen, und etwas Freundlicheres ist seither niemandem mehr zu Liezen eingefallen.

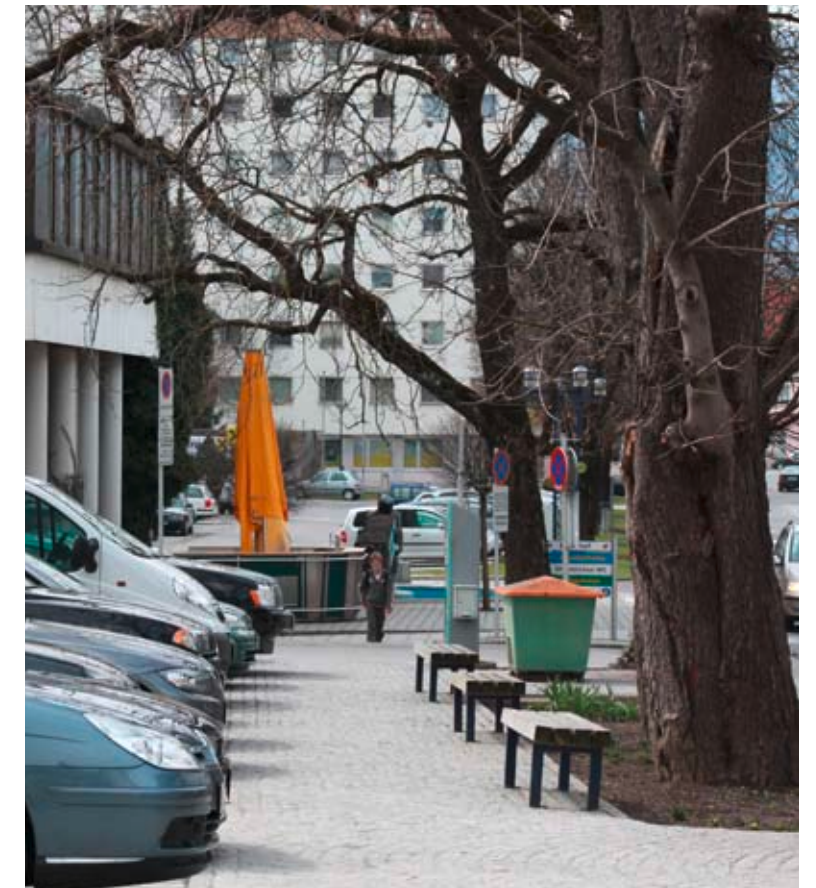
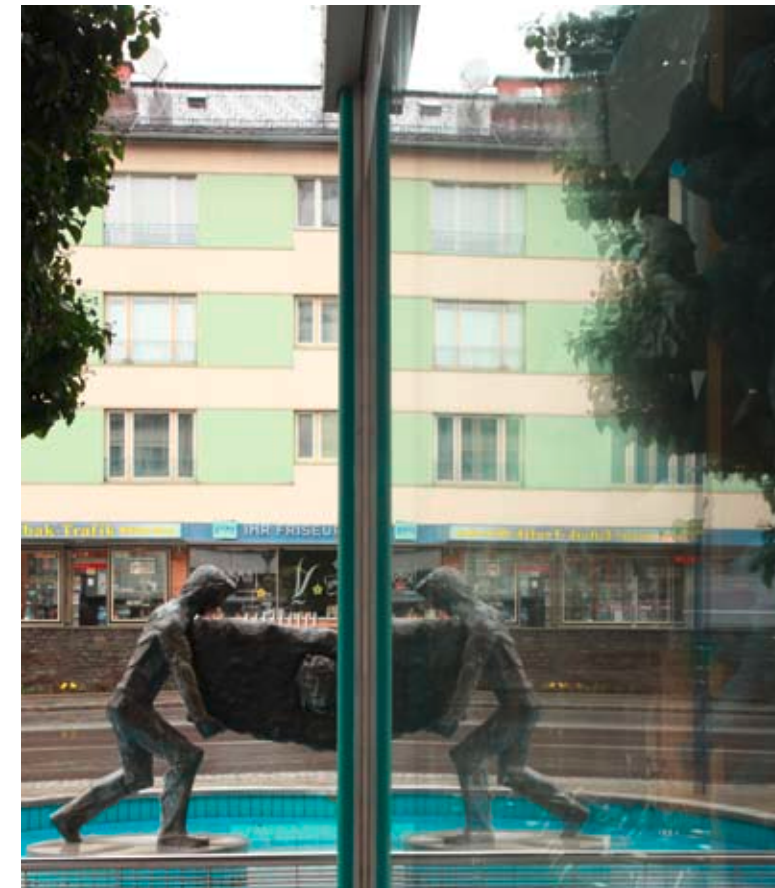
Liezen wird nicht geliebt. Im Gegenteil. Als vor einigen Jahren zwei Reporter der *Süddeutschen Zeitung* die Stadt erkundeten, stellten sie am Ende die These auf: „Vielleicht verschandeln die Österreicher ihr Land ja aus Kalkül, damit die Berge besser zur Geltung kommen.“ Wobei man den Sachverstand der beiden anzweifeln muss, schrieben sie doch außerdem, sie wären morgens aufgewacht und hätten durchs Fenster „direkt auf den Dachstein (2995 m)“ gesehen. Wird wohl der Grimming gewesen sein. Dennoch, man frage einen beliebigen Nicht-Liezener. Das bekommt man zu hören: „Liezen ist die unmöglichste Stadt des Landes.“ „Eine

hässliche Agglomeration.“ „Verslumpt, energieleer.“ „Liezen passiert. Leider.“

Liezen macht es einem nicht leicht. Man fährt zum Beispiel, von Graz kommend, auf das 7000-Seelen-Städtchen zu, Birkenwäldchen, Berge, dann eine elegante Rechtskurve vor der Stadteinfahrt. Rechts im Blick: Freilichtmuseum mit Heustadeln. Links im Blick: Entscheidungsschlacht der Einkaufszentren. Dazwischen: Kreisverkehr mit Trauerweiden. Möbel, Erotik- und Sportartikel, Betten, Bauzeug, Benzin. Einige Branchen sind hier, wo die Ennstal Bundesstraße auf das Stadtgebiet trifft und als Salzburger Straße durch die Liezener Peripherie schneidet, doppelt und dreifach vertreten, elf Autohäuser gibt es, alle brüllen: Fahr mit! Kauf!

Lauter, roher, unverblümter wird nirgendwo im Land geworben. Die Liezener Kaufleute haben schon im Jahr 1967 gefordert, den Poststempel der Stadt zu ändern: „Besucht das Einkaufszentrum Liezen“, hätte dort fortan stehen sollen. Und die Architektin Anna Popelka schlug für einen städtebaulichen Wettbewerb zwanzig Jahren später einmal vor, doch die Tatsache zu nutzen, dass dem Namen Liezen die Buchstaben EZ – für Einkaufszentrum – schon eingeschrieben seien. Die Leute sollen begeistert gewesen sein. Diese Ehrlichkeit, diese Direktheit kann man schätzen.

Ein anderer Blick auf die Stadt. Vom Kalvarienberg. Viele Liezener nennen diesen Ort, wenn man sie nach dem schönsten Flecken der Stadt fragt. Aus dieser Perspektive ist Liezen unzählige Male gemalt und fotografiert worden, wohl auch wegen des Panoramas, das den Blick ins weite Ennstal und auf den Grimming lenkt. Die ältesten Bilder zeigen ein unbedeutendes Haufendorf, das Liezen bis zum Zweiten Weltkrieg und noch danach war, bis durch die Voest eine Dynamik einsetzte, die in gewisser Weise bis heute anhält. Stellt man von hier oben den Blick auf die



Seltsame Durchstiche, scheue Passagen zwischen zwei Einkaufszentren oder zwei Mehrzweckhallen oder sonstwas, überraschende Winkel, die man logisch gar nicht erklären kann. Man kann den Eindruck gewinnen, in Liezen habe jemand die letzten hundert Jahre Baugeschichte einfach vom Himmel fallen lassen und vergessen aufzukehren

Kirche und die einst stattliche Ausseer Straße scharf, kann man sich sogar einbilden, die Liezener hätten ihre Kirche eh im Dorf gelassen. Lässt man den Blick aber schweifen, kann man auch meinen, hier habe jemand die letzten hundert Jahre Baugeschichte einfach vom Himmel fallen lassen und dann vergessen aufzukehren.

Das Neue, es schichtet sich in Liezen unentwegt über das Alte, meist bricht es sich forschend Bahn als anderswo. Am 1974 eingeweihten Hauptplatz etwa mit seinen Genossenschaftswohnblocks, dem kraftstrotzenden Arbeiterbrunnen und den modernistischen Passagen, die auch einem Vorort von Moskau alle Ehre machen würden. In keinem anderen steirischen Dorf hat man sich derart keck Zukunft verordnet. Nicht immer ist das geglückt. Für eine Tiefgarage am Hauptplatz, der ständig mit Autos verstellt ist, hat es nicht gelangt. Und die Fußgängerzone, die vom Hauptplatz zum Bahnhof führt, atmet den Geist von Rimini, Mitte der Achtziger. Und minus der Passanten, die sich hierher selten in größeren Gruppen verirren.

Manches ist viel zu groß geraten: Zum Beispiel die monumentale Ennstalhalle zwischen Fußgängerzone und der parallel verlaufenden Hauptstraße, die füllen wohl nur die Seer oder der Musikantenstadl. Oder der Busbahnhof, der 1978 anstelle eines Friedhofs entstand und auch in Graz gute Figur machen würde. Oder der futuristische Kreisverkehr an der Hauptstraße, an dem sich letztes Jahr gleich einer fett-schwarzen Nacktschnecke ein Euro-spar festgesaugt hat. Die Sparschnecke und die Arkade, eine spiegelgepanzer-te Mall gleich gegenüber – wie Skylla und Charybdis verstellen sie den Weg ins alte Zentrum. Dem bekommt das nicht.

Überhaupt das Alte – die Liezener haben keine Verwendung dafür. Auch wenn sie dem einmal Geschlif-fenen, dem Abgerissenen und Planier-ten später die eine oder andere Träne nachweinen. Lässt man sich von einem Liezener durch seine Stadt führen, hört man sehr oft Sätze, die mit „Hier war einmal“ beginnen. „Hier war einmal der Fuchshof mit der Obstplantage.“



Anders ausgehen

Konditorei Mitter
Heribert Mitter hat das Konditorhandwerk beim Zauner in Ischl gelernt. Hauptstraße 26, 8940 Liezen, Tel. 03612/254 68

Hellsclan
Arges Lokalkonzept: Goth- und Metal-Mode, Playstation, Drinks. Hauptplatz 5, 8940 Liezen, Tel. 0664-891 66 99

Pizzeria Europa
Ali Kilic praktiziert seine steirisch-türkisch-italienische Fusion-Cuisine aus Überzeugung. Kulturhausplatz 1, 8940 Liezen, Tel. 03612/302 27

Buffet Heiße Hütte
Hier ist immer was los, auch wenn es geschlossen aussieht. Fronleichnamsweg 3, 8940 Liezen, Tel. 03612/224 88

Oder: „Das Sportgeschäft war einmal ein Bauernhof.“ Schöne Orte hat es in Liezen gegeben: die Jagdvilla des Wiener Kunstmäzens Nikolaus Dumba, den Maischberger Stadel, das Schloss Grafenegg, den „Tabor“ vor der Pfarrkirche an der Ausseer Straße.

Alle abgerissen, alle mit gutem Grund. Anstelle der Dumba-Villa und des Parks etwa baute die Wohn- und Siedlungsgenossenschaft „ennstal“ – die anders als die ebenfalls in der Stadt tätige Rottenmanner Siedlungsgenossenschaft gemeinhin eher dem politisch linken Lager zugerechnet wird – hundert Wohnungen für die Voest-Arbeiter, die bis dahin in Baracken hausen mussten. Das Neue, es ist in Liezen immer auch politisch gewesen. Und der Werbespruch der Stadt, „Liezen bewegt sich“, er ist nur die halbe Wahrheit. Von selbst bewegt sich nämlich gar nichts.

Ein paar wenige Flecken, an denen man das alte Liezen, das große, schöne Dorf, noch zu spüren meint, die gibt es auch: den alten Friedhof zum Beispiel und gleich daneben den Stadtpark, das letzte Überbleibsel der Fuchshofer Apfelplantage, in der auch die „Perle vom Ennstal“ gezüchtet wurde, eine leicht verderbliche, vor allem bei den Fremden beliebte Sorte, heißt es. Und wer an einem Donnerstag auf den Hauptplatz kommt, wenn dort Bauernmarkt ist, kann hier frisches Gemüse, Honig und roggene Krapfen mit Steirerkas von den Bauern der Umgebung kaufen und wird dann einfach vergessen, dass es rund um ihn ein wenig wie in Moskau aussieht. Wenn einen das überhaupt stört. Und wer „Im Winkel“, wenige Schritte von der Liezener Hauptstraße, wo Günter Gschwandner in einem modernen Laufstall mitten in der Stadt 18 Kühe hält, frische Milch aus dem Automaten kaufen geht, der glaubt ohnehin daran, dass es einen Weg gibt, das Alte mit dem Neuen auszusöhnen.

Man kann Liezen ärgerlich finden. Man kann sich ärgern über den sorglosen Umgang mit Substanz, über das eilfertige Andienen an den Kommerz, das anlassbezogene Planen, das Vernachlässigen der Innenstadt. Man kann aber auch verstehen, dass es eine Stadt,

der es immer verwehrt blieb, ein ordentliches Zentrum zu werden – ohne bedeutenden Bahnknoten (das wurde Selzthal), ohne Krankenhaus (Rottenmann), ohne Gymnasium (Stainach) –, auch nicht ganz einfach hat. Noch dazu, wo Liezen der Platz ausgeht. Baugrundstücke sind rar – südlich der Bahn die „nassen Wiesen“ der Enns, von denen die Stadt ihren Namen ableitet; östlich ein Natura 2000 Gebiet; die Südhänge verbaut oder fest in der Hand der Bauern, die nur teuer verkaufen. 150 Euro aufwärts zahlt hier jemand für einen Quadratmeter Grund, wenn er ein Einfamilienhaus in Liezen bauen will. Ganze 25 sind es in Selzthal.

Und dann gibt es ein paar Dinge, die müssten – bei allem Verständnis – echt nicht sein: die verzagte Programmierung des Kulturhauses, das Traditionsgasthaus-Sterben, die teuren Blumenampeln an den Laternen und Hausfassaden. Ist ja kein Dorf, die Stadt.

Und dann gibt es ein paar Dinge, die man richtig sympathisch finden kann: Dass manche Liezener glauben, die Berge über der Stadt hätten, schaue man nur genau von Irdning hin, die Form einer „schlafenden Jungfrau“ mit dem Nazogl (2057 Meter) als Knie. Oder dass die Liezener vor ein paar Jahren einen vorher namenlosen Berggipfel im Gemeindegebiet auf den fantastischen Namen „Liezener“ (2372 Meter) getauft haben, damit sie im Stadtgebiet nicht nur eine schöne Alm wie die Hinteregger Alm haben, sondern auch einen höheren Berg als den Grimming (2351 Meter). Und dass das fast niemand weiß.

Und am Ende, dass man, wenn man durch diese kleine Stadt spaziert und wieder einmal auf einen seltsamen Durchstich zwischen zwei Plätzen stößt, den man vorher noch nicht bemerkt hatte, oder auf eine scheue Passage, die sich zwischen zwei Einkaufszentren oder zwei Mehrzweckhallen oder sonstwas auftut, oder einen überraschenden Winkel, den man logisch nicht erklären kann, so überrascht sein kann, dass man laut lachen muss. Ist doch was, man muss es ja nicht gleich Liebe nennen. ✕

ANZEIGE



Verkehrstechnisch ist Schladming vielleicht weit ab vom Schuss. Für die Snowboardszene ist der obersteirische Tourismusort aber der Nabel der Welt. Auch weil hier die Online-Händler von blue tomato höchst erfolgreich ihre Geschäfte betreiben. 60 Mitarbeiter wickeln im Monat bis zu 10.000 Bestellungen aus aller Welt ab

Ganz schön viel Betrieb!

Von Weltkonzernen, Waldbesitzern und Wellenreitern: Liezens Wirtschaft hält einige Überraschungen bereit. Eine Erkundungstour

REPORTAGE: DONJA NOORMOFIDI

So richtig reich war der Bezirk Liezen eigentlich nie. Für den Bergbau stand die Gegend um den Erzberg und für die Industrie die Mur-Mürz-Furche. Gut, man baute hier Salz und Magnesit ab, aber an den Erzberg kam man nicht heran. Und natürlich gab es in Liezen auch Industrie, aber eben nicht so viel wie andernorts. Dafür spielte hier der Tourismus schon sehr früh eine Rolle, vor allem im Ausseerland und im Oberen Ennstal.

Im Jahr 1961 lag der Bezirk beim Durchschnittseinkommen im steirischen Vergleich noch im zweiten Drittel, 2007 nur mehr im dritten. „Auch die Beschäftigungszahlen sind im Bezirk Liezen leider deutlich zurückgegangen, vor allem die männlichen Arbeitsplätze haben abgenommen“, sagt Peter Teibenbacher vom Institut für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte in Graz. Nach der Krise der Verstaatlichten Industrie hätten Private eher in die Mur-Mürz-Furche investiert und Liezen ein bisschen links liegen gelassen. „Man hat dort investiert, wo bereits ein vielversprechendes Potenzial vorhanden war.“

Unter den Liezener Betrieben ist vielleicht am besten die Maschinenfabrik Liezen mit ihrer bewegten Geschichte bekannt: Im Zweiten Weltkrieg wurden in der damaligen Hütte Liezen Waffen produziert, in den Achtzigerjahren – 1954 war das Unternehmen verstaatlicht worden – die Noricum-Kanonen, deren Export an die kriegsführenden Länder Iran und Irak die Noricum-Affäre auslöste. 1994 wurde der zuvor in den Konkurs geschlitterte Betrieb von den jetzigen Eigentümern übernommen. Mit ihren Tochterfirmen und Beteiligungen sieht sich die MFL heute als Global Player, im Werk Liezen produzieren 749 Mitarbeiter unter anderem Brechanlagen, Hochleistungssägen und Fräsen, die in die ganze Welt geliefert werden.

Neben der Maschinenfabrik gibt es aber jede Menge anderer Betriebe, die zu Unrecht weniger gut bekannt sind. Darunter Konzerne, die seit Jahrzehnten den Standort sichern; junge Unternehmen, die sich mit innovativen Ideen einen globalen Markt erstreiten; oder findige Einfrauunternehmen, die regionale Traditionen ganz neu denken. Eine subjektive Auswahl.

Präzision für Porsche

In Altenmarkt, das Teil des Naturparks Eisenwurzen ist, glaubt man, am Ende der Welt angekommen zu sein. Doch plötzlich taucht hinter einer Kurve der Autozulieferkonzern Georg Fischer auf, der pro Jahr rund acht Millionen Gussteile für Autos herstellt: einen extraleichten Autositz für den Mercedes SLK etwa oder die Tür für den Porsche Panamera. Zu den Hauptkunden von Georg Fischer Automotive in Altenmarkt gehören BMW, Mercedes und Porsche. „In fast einem Drittel aller in Europa gefertigten Fahrzeuge steckt ein Teil von uns drinnen“, erklärt Geschäftsführer Andreas Müller.

Georg Fischer ist ein internationaler Konzern mit weltweit über 12.000 Mitarbeitern. Wie die gesamte Autozulieferindustrie spürt auch er die Krise. Der Umsatz ist im Vorjahr um 35 Prozent zurückgegangen. Und das hat man auch am Standort Altenmarkt gemerkt. „Wir haben aber niemanden aus wirtschaftlichen Gründen gekündigt“, erklärt Personalchef Aribert Wendzel. Stattdessen gingen Mitarbeiter in Bildungskarenz, jene, die über dem Kollektivlohn verdienten, verzichteten für drei Monate auf bis zu sechs Prozent des Gehalts und erhielten zum Ausgleich Stunden gutgeschrieben. Nun spüre man wieder eine Erholung am Markt, so Müller.

Doch was schlägt einen Konzern wie Georg Fischer in die Einöde? Seit 1972 gibt es an dem Standort ein

Unternehmen, das zunächst Aluminiumheizkörper herstellte. 1999 wurde es von Georg Fischer übernommen. Nun hält vor allem das Personal das Unternehmen an Ort und Stelle. In abgelegeneren Regionen, meint Müller, lasse sich oft mehr Zusammenhalt und Unternehmenskultur erreichen.

Apropos Kultur: Für das Regionale-Musikfestival Arcana stellt Georg Fischer eine der Betriebshallen und außerdem dreißig Mitarbeiter zur Verfügung, wenn diese mitmachen wollen. „Wir stellen sie zwei Wochen lang je zwei Stunden auf Firmenkosten frei.“

Patres mit Plan

Eine knappe halbe Autostunde von Georg Fischer entfernt sitzt Helmuth Neuner – Steirerjacke, Tiroler Akzent – in seinem Büro. Er ist ein mächtiger Mann, bei ihm laufen alle Fäden der Betriebe des Benediktinerstifts Admont zusammen, vom Energieunternehmen Envesta bis zum Pflegeheim. Wie viel das Stift mit seinen insgesamt 16 Betrieben und knapp 600 Mitarbeitern im Jahr umsetzt, könne er nicht sagen, meint Neuner. Nur so viel: Alleine die Holzindustrie Stia weist einen Jahresumsatz von 60 Millionen Euro aus. Das Stift ist einer der größten Arbeitgeber in der Region.

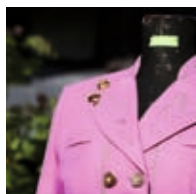
Das Unternehmen Stift Admont ist mehr als 900 Jahre alt, über Jahrhunderte waren Land- und Forstwirtschaft die wirtschaftliche Basis des Stiftes. In den letzten Jahrzehnten zeichnete sich für Neuner vor allem ein Trend ab: „Die gut ausgebildeten jungen Leute gehen weg, weil sie hier keine Chancen haben, einen Arbeitsplatz zu finden. Es bleiben langfristig die schlecht Ausgebildeten und die Pensionisten.“ Das Stift hätte dies schon in den Siebzigerjahren erkannt und versucht, durch Investitionen in die Industrie neue Arbeitsplätze zu schaffen. Heute ex-



Georg Fischer

Automotive

In einem Drittel aller in Europa gefertigten Fahrzeuge steckt ein Teil von Fischer drin. Den Betrieb in Altenmarkt – früher wurden hier Heizkörper hergestellt – hat das 1802 gegründete Unternehmen mit Hauptsitz in der Schweiz und weltweit 12.000 Mitarbeitern vor rund zehn Jahren übernommen



Atelier Grieshofer

Ganz geheuer ist es Traditionalisten nicht, wenn Bettina Grieshofer in Altaussee ihre Gamslröcke in Pink oder Brombeer schneidert. Grieshofer nimmt's locker, nach dem Motto: „Das Leben ist zu kurz, um sich schlecht zu kleiden.“

Atelier Grieshofer, 8992 Altaussee 4, www.grieshofer-altaussee.at



Arcana

Facts

Betriebe wie Palfinger oder Georg Fischer sind ebenso Austragungsort des großen Neue-Musik-Festivals, das Peter Oswald kuratiert, wie die Stiftsbibliothek von Admont oder das Haindlkar im Gesäuse (s. Seite 38)

portiert die Stia jährlich 1,4 Millionen Quadratmeter edle Holzfußböden in alle Welt.

„Das Stift zeigt Verantwortung für die Region“, erklärt Neuner. Das regionale Engagement hält er auch jenen entgegen, die meinen, das Stift als größter Landbesitzer hege Hegemonialbestrebungen. „Hätten wir damals nicht in die Industrie investiert, hätten wir heute die Arbeitsplätze nicht. Jetzt wirft man uns vor, dass wir mit der Industrie Geld verdienen. Mit dem Geld werden wir wieder Arbeit schaffen. Unsere Patres leben nicht in Saus und Braus.“

Für die Zukunft hegt Neuner große Pläne: Die Holzindustrie soll ausgebaut werden, und neben den bestehenden neun Wasserkraftwerken sind an der Enns fünf weitere in Planung.

Funparks aus Verantwortung

Fährt man von Admont zurück nach Liezen, stößt man unweit der Einfahrtsstraße auf die Gemeinnützige Beschäftigungsinitiative Liezen. Der Chef Franz Enhuber weiß, was es bedeutet, arbeitslos zu sein. Als die Liezener Maschinenfabrik 1994 in den Konkurs schlitterte, verlor der technische Angestellte seinen Job: „Es war kurz vor Weihnachten, ich war 45 Jahre alt, hatte zwei Kinder, aber keinen Job.“

Heute hilft Enhuber mit seiner gemeinnützigen Beschäftigungsinitiative Leuten, denen es so geht wie ihm damals. In der Stiftung entstand die Idee für die Beschäftigungsinitiative, in der langzeitarbeitslose und behinderte Menschen auf den Arbeitsmarkt vorbereitet werden sollen. 1996 startete GBL mit einer Schlosserei: Durch den Crash der Fabrik waren ja mit einem Schlag rund 250 Metaller arbeitslos geworden.

Zwei Jahre später reparierten Enhuber und seine Männer im Zuge der Drei-Länder-Ausstellung „Mythos, Erz und Eisen“ drei alte Mühlen – der Einstieg in die Tourismusbranche. „Der Betreiber des Wasserspielparks in St. Gallen ist auf uns aufmerksam geworden.“ Zunächst errichtete GBL dort bloß ein paar Wasserläufe, eine Feuerstelle und eine BMX-Strecke, heute zieht der Wasserspielpark Tausende Besucher an. Es folgten Aufträge für weitere Parks, etwa in Tirol, oder der Tierholzpark auf der Riesneralm in Donnersbachwald. „Die Produktion solcher Parks ist mittlerweile die Cash-cow des Unternehmens“, sagt Enhuber.

GBL wird vom Arbeitsmarktservice (AMS), Bundessozialamt und Land Steiermark beauftragt und gefördert,

ein hoher Teil des Umsatzes muss aber selbst erwirtschaftet werden, so Enhuber. Die Produkte der Tourismusprojekte werden in Schlosserei und Tischlerei gefertigt, daneben gibt es auch eine Bauabteilung und einen Bereich für Dienstleistungen, wie Gartenarbeiten oder Winterdienst. Insgesamt arbeiten etwa sechzig Leute bei GBL, rund die Hälfte ist langzeitarbeitslos oder behindert.

Außerdem gibt es bei GBL noch eine Reparaturwerkstatt, in der alte Elektrogeräte wieder flottgemacht werden. In den Regalen stapeln sich Waschmaschinentrommeln und Dichtungsgummis. Mit 15 Reparaturwerkstätten aus dem Bezirk hat GBL sich zu „Repanet Liezen“ zusammengeschlossen. Mitgliedsbetriebe garantieren eine ehrliche Reparatur und bindende Kostenvoranschläge, so Enhuber, der mit GBL mittlerweile schon viele Preise eingeholst hat, unter anderem den Klimaschutzpreis und den Umwelt-schutzpreis des Landes. GBL ist zudem Träger des Sozialgütesiegels.

Die Maresi-Macher

Marken wie „Maresi“, „Schärdinger“, „Iss was g'scheits“ von „Iglo“ oder „Knabber Nossi“ kennt jeder, doch kaum einer weiß, dass sie alle in der Obersteiermark hergestellt werden, genauer gesagt in der Fabrik der Landgenossenschaft Ennstal in Stainach, unweit der Bezirkshauptstadt Liezen. „Wir produzieren für Markenartikler, Handelsorganisationen und Discounter, haben aber keine eigenen Marken. Deshalb sind wir relativ unbekannt“, erklärt Geschäftsführer Josef Pitzer.

An seinem Schreibtisch laufen die Fäden der Lebensmittelproduktion, einiger Landmaschinenwerkstätten, Lagerhäuser, Spar-Supermärkte sowie zweier Eurogast-Märkte in der Region zusammen. Mit 1200 Mitarbeitern ist die Landgenossenschaft der größte Arbeitgeber des Bezirks und gehört mit einem Umsatz von rund 263 Millionen Euro im Jahr 2009 zu den größten Lebensmittelherzeugern Österreichs.

Die Eigentümer der Landgenossenschaft sind 1800 Bauern. Begonnen hat alles im Jahr 1902, damals gründeten 22 Bauern eine Emmmentalerkäserei in Gröbming. Bald erkannten die Bauern, dass es besser wäre, nicht nur die Milch gemeinsam zu verarbeiten und zu vermarkten, sondern auch den Einkauf ihrer Betriebsgüter und Produktionsmittel gemeinsam zu organisieren – in größeren Mengen bekommt man sie billiger. So entstanden die Lagerhäuser und Landmaschinenwerkstätten, die

sich noch heute im Eigentum der Genossenschaft befinden.

„Alle Angebote sind aus den Bedürfnissen der Bauern entstanden“, erklärt Pitzer. Als in den Sechzigerjahren viele von ihnen Pensionen oder Hotels eröffneten, gründete die Genossenschaft so genannte „Großpackungsläden“, wo die Bauern in größeren Mengen Lebensmittel für ihre Beherbergungsbetriebe einkaufen konnten. Heute sind daraus die beiden Eurogastmärkte in Liezen und in Schladming entstanden.

Fast alle Bauern der Region seien Mitglieder in der Genossenschaft, erklärt Pitzer. Der inzwischen verstorbene „Milchrebell“ Michael Steiner wurde vor zwei Jahren allerdings ausgeschlossen. Damals demonstrierten rund 400 Bauern vor dem Genossenschaftsgebäude. „Steiner hat die Preispolitik der Landgenossenschaft kritisiert und wollte Verhandlungen führen“, erzählt Ernst Halbmayr von der IG-Milch. Dem widerspricht Pitzer: „Er hat versucht, Milch nach Deutschland abziehen, das ist genossenschaftsschädliches Verhalten, deshalb wurde er ausgeschlossen.“

Lieber spricht Pitzer über die vielen Produkte, welche die Landgenossenschaft herstellt, wie Schnitzel für alle Hofer-Filialen und sämtliche Kondensmilchmarken, die man so kennt. Ist da eigentlich überall das Gleiche drin? „Sie haben unterschiedliche Fettstufen, und die Gläser unterscheiden sich etwas.“

Tradition in Steirerpink

Fragt man den Ausseer Maßschneider Greul, ob er einen Gamsrock auch in Rosa schneiden würde, erntet man ein entschiedenes Nein. Weil es nicht der Tradition entspreche und weil ein Schneider immer so arbeite, dass man die Tracht auch noch in zwanzig Jahren tragen könne. Und so ist der Gamsrock oder das Gamsröckl, wie er auch genannt wird, eine kurze traditionelle Trachtenjacke, meist in Grau, Grün oder Schwarz gehalten. In den „steirischen Farben“ eben, wie Greul erklärt.

Und Bettina Grieshofer? Ihre Gamslröcke sind nicht rosa – sie sind pink oder violett! Für Aussee ist das schon ziemlich ausgeflippt, und das gilt auch für Bettina Grieshofer selbst.

Die junge Designerin ist vor fünf Jahren wegen ihres Mannes nach Altaussee gezogen, davor war sie in der Projektleitung der Grazer Messe tätig. „Was sollte ich in Altaussee tun, mich zu Schlecker an die Kasse stellen?“ Stattdessen fing die Absolventin einer HTL für Mode- und Bekleidungs-techni-



nik lieber an, Trachten zu nähen, zuerst bloß für sich selbst, dann für einen erweiterten Freundeskreis, mittlerweile kommen ihre Kunden auch aus Deutschland, Frankreich oder England.

Ihr Markenzeichen sind das Gamsl aus Swarovski-Steinen und die ungewöhnlichen Farben. Manchen Ausseern ist das unheimlich. Ihre Extravaganz hat Grieshofer sogar eine Erwähnung im Faschingsbrief eingehandelt, den eine Laientheatergruppe in Cafés und im Volkshaus à la Villacher Fasching vorträgt. „Sie haben mich total versichert, mir sind die Tränen in den Augen gestanden.“ Andererseits, meint Grieshofer, sei die Erwähnung im Faschingsbrief auch ein Zeichen, dass man in Aussee akzeptiert sei. So darf sich auch ihr Ehemann freuen, der für ein brombeerfarbenes „Herrenleibl“, ein Gilet, und ebensolche Stutzen Eingang in den Faschingsbrief fand.

Auch wenn Grieshofer manchmal belächelt wird, fühlt sie sich in Aussee wohl, und ihre Mode verkauft sich gut: „Meine Bestätigung bekomme ich quasi cash.“

Das Boarder-Paradies

Verkehrstechnisch ist der obersteirische Skiort Schladming eher weit

weg vom Schuss, doch für die Online-Händler von blue tomato ist er der Mittelpunkt der Welt. Zum einen liegt die Firmenzentrale dort und, was das Beste ist: Schladming ist umgeben von Pisten. „Wenn viel Schnee ist“, erzählt Alexandra Reiner von blue tomato, dann schicke der Chef Gerfried Schuller eine SMS an seine Mitarbeiter: „Kurze Powder-session“. Das heißt, die Arbeit beginnt später, davor geht's ab in den Tiefschnee.

Blue tomato verkauft Snow-, Surf- und Skateboards und den dazugehörigen „Lifestyle“, wie Reiner sagt, sprich Accessoires und Kleidung. Und die meisten Mitarbeiter leben diesen Lifestyle auch, was in der Firmenzentrale sichtbar wird: Überdurchschnittlich viele tragen Hauben, auch wenn sie sich im Haus aufhalten, das Durchschnittsalter beträgt 26 Jahre, jeder wird geduzt. „Unsere Businesspartner kommen nicht in Anzug und Krawatte, sondern mit Sneakers und Kapuzenpulli.“ Kleines Zugeständnis an den Genius Loci: Im Sortiment gibt es eine Surfshort im Lederhosendesign.

Im Jahr 1988 gründete Snowboard-Europameister Gerfried Schuller eine eigene Snowboardschule, bald erkannte er, dass es in der Snowboardszene Bedarf an Bekleidung und Boards,

aber kaum Anbieter gab, also eröffnete er 1994 seinen ersten Shop. Drei Jahre später folgte der Online-Shop, was damals österreichweit noch ziemlich einzigartig war.

Heute ist blue tomato laut Eigendefinition der „weltweit größte Online-Shop im Bereich Surf- und Snowboard“. 100.000 Produkte stehen online, zwischen 8000 und 10.000 Bestellungen trudeln pro Monat ein. Das Unternehmen beschäftigt sechzig fixe Mitarbeiter, Tendenz steigend, erklärt Alexandra Reiner. Im Winter sind es mit den Snowboardlehrern über hundert. Blue tomato betreibt vier Snowboard-Schulen, hält sich ein eigenes Snowboard-, Surf- und Freeskierteam.

Zwei Nachteile hat der Standort Schladming aber doch: Mitarbeiter finden in dem kleinen Tourismusort nur sehr schwer eine Wohnung, und es gibt kein Lager, das groß genug für blue tomato wäre. Es wird deshalb nach Graz ausgelagert. Und das Unternehmen hegt weitere Expansionspläne: Im September soll ein Shop in Wien eröffnet werden. Und: „Die Internationalisierung haben wir erst vor einem Jahr so richtig begonnen“, sagt Reiner. Mittlerweile gibt es den Onlineshop in zwölf Sprachen. „Aber Grenzen sehen wir im Moment noch keine.“ ✕

Admont Hier geht niemand stiften. Stift Admont ist nicht nur kulturelles und spirituelles Zentrum, sondern stellt mit 16 Betrieben und 600 Mitarbeitern auch die meisten Arbeitsplätze in der Region

Wie Liezen wirtschaftet

Der Bezirk gliedert sich in drei sehr unterschiedliche Teilregionen: Im Westen finden sich die wichtigsten Tourismusregionen Schladming-Dachstein und das Salzkammergut. Um die Bezirkshauptstadt und im Paltental dominiert der industriell-gewerbliche Sektor. Das untere Ennstal mit dem Gesäuse im Osten ist vorwiegend ländlich strukturiert

Wirtschaft in Zahlen

Sechs Prozent des steirischen Bruttoregionalprodukts werden in Liezen erwirtschaftet. 10,6 Prozent der Beschäftigten sind in der Land- und Forstwirtschaft tätig (Ö: 6,8; Stmk: 10,4), 62,8 Prozent im Dienstleistungssektor (Ö: 69,7; Stmk: 63,5). 16 Prozent aller steirischen Nächtigungen entfallen auf die Gemeinden Ramsau, Rohrmoos-Untertal und Schladming

Fest feiern mit dem Fred



GESPRÄCHSLEITFADEN:
THOMAS WOLKINGER

Der Steinmetz in Rottenmann ist etwas Besonderes. Nicht nur weil er gar keiner ist. Der Steinmetz ist nämlich ein Gasthaus. Eines, das besonders ist, weil es noch existiert – das ist in der Obersteiermark nicht selbstverständlich – und weil es über eine eigene Fleischerei verfügt. „2 Rinder, 16 Schweine, 1 Kalb“ werden hier Woche für Woche verarbeitet. Das steht auf der Website des Steinmetz, und es lässt auf breite Akzeptanz in der Bevölkerung schließen. Und wirklich: Sogar an diesem Montagmittag, an dem sich hier der Schauspieler Michael Ostrowski mit seinem Vater Reinhold Stockinger, dem Kulturarbeiter und Lehrer im Ruhestand, trifft, um über das Heimkommen und das Fortgehen, über Kabarett, Kosmonauten und den Rottenmanner Kreisverkehr zu sprechen, ist die Gaststube bis auf den letzten Platz besetzt.

Von der Autobahn sieht man Rottenmann kaum vor lauter Lärmschutzmauern.

Reini Stockinger: So ist!

Ist das Absicht?

Stockinger: Natürlich nicht. Die Anrainer haben ganz vehement auf Lärmschutz gedrängt.

Dafür ist die Stadteinfahrt mit dem riesigen Kreisverkehr und der silbernen Statue ziemlich auffällig.

Stockinger: Das ist der rote Mann, der Sage nach ist er rot vom Blut des Drachen, den er getötet hat. Auch der Kreisverkehr ist aus pragmatischen Gründen entstanden. Nachdem sich an der Ortsausfahrt eine Reihe von Betrieben angesiedelt hat – ein Hofer, ein Billa, eine Tankstelle –, gab es dort plötzlich vier Einfahrten. Es kam sehr oft zu Auffahrunfällen, das war untragbar! Letztes Jahr wurde dann der Kreisverkehr gebaut. Er ist wirklich dominant.

Wie ein neues Wahrzeichen.

Stockinger: Ja, schrecklich. Er ist, um es vorsichtig zu sagen, keine absolute Zierde.

Michael Ostrowski: Kann man nicht sagen. Ich bin ganz in der Nähe aufgewachsen, hinter dem Fußballplatz. Aber so, wie es heute dort aussieht, hat sich das Viertel erst in den letzten zehn Jahren entwickelt.

Warum geht einer weg, warum bleibt einer da?
Ein Gespräch zwischen einem Vater und einem Sohn über das Leben am Land

Der Kreisverkehr war mit 600.000 Euro richtig teuer.
Ostrowski: Das hat die Gemeinde gezahlt?

Einen Großteil, stand in den Gemeinderatsnachrichten.

Stockinger: Als Vizebürgermeister waren mir die Zahlen damals durchaus geläufig, heute muss ich sie nicht mehr lesen. Eine Entlastung nach mehr als zwanzig Jahren Gemeindepolitik!

Ihr Vater war schon Bürgermeister, vererbt sich das von Generation zu Generation?

Stockinger: Eine sehr gute Idee!

Ostrowski: Ein Klassiker!

Stockinger: Bürgermeister wollte ich nie werden, das ist ein Wahnsinnsjob.

Und für den Sohn wäre das nichts?

Ostrowski: Ich hab's gar nicht gehört.

Stockinger: Das überlassen wir dem Enkelkind.

Ostrowski: Wir überspringen eine Generation. Ich habe derzeit andere Schwerpunkte als die Kommunalpolitik.

Aber könnte man nicht die Welt verändern?

Ostrowski: Auf jeden Fall. Aber ich bin da ganz schlecht. Einer meiner Schulfreunde ist gerade ÖVP-Vizebürgermeister. Nachdem ich seine Wahlplakate gesehen habe, weiß ich auch, warum ich das nicht werden will.

Vor dem Krieg war Rottenmann einmal das Zentrum der Region, spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg ist es Liezen.
Gibt es da eine Konkurrenz?

Stockinger: Rottenmann gegen Liezen, Trieben gegen Rottenmann, Liezen und Rottenmann gemeinsam gegen Bad Aussee und Schladming – in einem Riesenbezirk wie Liezen entwickeln die Gemeinden natürlich jede Menge Vorurteile und Ressentiments untereinander. Es kann schon sein, dass manche ein wenig Neid verspüren, dass Liezen das größere Einkaufs- und Bezirkszentrum geworden ist, aber dominant ist das nicht.

Ostrowski: Ich war total froh, dass ich nicht in Liezen aufgewachsen bin, in Rottenmann ist es viel angenehmer. Ich hab immer das Gefühl gehabt, dass es eine Gemeinschaft gibt in der Stadt, dass man in einer guten Atmosphä-

re aufwächst. Und zum Einkaufen ist man dann halt gern nach Liezen gefahren.

Stockinger: Liezen ist geprägt von dauerndem Zuzug und Wegzug, ist unorganisch und sprunghaft gewachsen. Und kulturell ist Rottenmann ganz anders, wir sehen uns auch als Kulturhauptstadt des Bezirks. So etwas wie das KULTURVIECH gibt es in Liezen nicht, keine alternative Szene, nur die ganze normale Gemeindegkultur: Blasmusik, Heimatverein, Trachtenverein, Adventsingens zu Weihnachten, Osterfestspiele.

Ostrowski: Ich glaube auch, dass das zu Rottenmann gehört, das ist richtiggehend anerzogen. Zum Beispiel sind hier österreichische Kabarettisten wie Haider, Poier oder Dorfer aufgetreten, lange bevor sie so richtig berühmt geworden sind.

Viele Gemeinden kämpfen gegen Abwanderung und Überschuldung. Lassen sich Strukturprobleme auch mit Kunst oder Kultur überwinden?

Stockinger: Glaube ich nicht. In Rottenmann geht der Strukturwandel eher behutsam vor sich, die Industrie ist hier nie ganz gestorben. Wir haben in der Gemeinde beschlossen, dass es am wichtigsten ist, die Beschäftigung konstant zu halten. Dazu ist es uns gelungen, relativ günstig Gründe anzukaufen und Betrieben zu sehr guten Konditionen zur Verfügung zu stellen. Und dann machst eine schöne Wohn-gemeinde draus. Da muss natürlich auch das Kultur- und Freizeitangebot stimmen. Aber halten kann man die Menschen nur mit Arbeitsplätzen im Ort.

In Rottenmann gibt es ja kein Theater. Haben Sie eigentlich deshalb wegziehen müssen?

Ostrowski: Ein Bauertheater hat es zwar gegeben, da war ich aber nie. Und es gab eine Theatergruppe, die sich für die Faschingskabarets formiert hat.

Stockinger: Früher wurden in den kleineren Orten Faschingsbriefe verlesen, in denen in Reimform alles aufgelistet war, was im Laufe des Jahres passiert ist. Wenn der Bürgermeister b'soffen in die Straßenlaterne gefahren ist.

Waren Sie selbst einmal im Faschingsbrief?

X

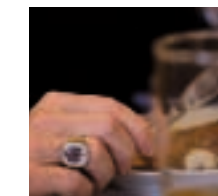
Die Wirklich Große regionale Tanzparty

Facts

Michael Ostrowski und Bernhard Wolf laden zum Sommerball in die Liezener Ennstalhalle. Mit Wellnesszone, Austrofred u. v. a.



Michael Ostrowski geboren 1973 als Michael Stockinger, Ensemblemitglied des Grazer Theaters im Bahnhof, arbeitet als Schauspieler und Drehbuchautor für Theater und Film („Nacktschnecken“, „Slumming“, „Contact High“ u.a.). Beim Steinmetz hat er Schnitzel mit Pommes bestellt



Reinhard Stockinger geboren 1946, HAK-Direktor im Ruhestand, war für die SPÖ in der Kommunalpolitik tätig, engagiert sich im Rottenmann-KULTurVIECH, ist Verfasser von Deutsch-Lehrbüchern sowie des Romans „Nachkriegsindianer“ (2007) und wirkt an der regionale neben dem Liezener Karl Glawischnig als regionaler Koordinator mit. Steinmetz-Mahl der Wahl: Würstel mit Saft

Stockinger: Nein, ich hab ihn ja geschrieben. Das Faschingskabarett war dann eine Fortsetzung der Tradition, wir haben Sketches aufgeführt und gesungen. Heuer waren wieder fast 700 Leute bei den zwei Vorstellungen.
Ostrowski: Da haben sich wirklich die Originale aus dem Dorf engagiert, aus einer Volkstheater- und Laientradition heraus. Das hab ich mir schon angeschaut, aber ich habe damals noch nicht ernsthaft darüber nachgedacht, Theater zu machen.

Das KULTurVIECH, das heuer 25 Jahre alt wird, nennt sich auch „Verein zur Herbeiführung der Synthese von Kunst und obersteirischer Lebensart“. Was ist denn das?
Stockinger: Uns ist wichtig, am Land die Bodenhaftung nicht zu verlieren. Nicht umsonst waren Kabarett und Jazz Schwerpunkte, weil man damit die Leute auch begeistern kann. Und wir haben unheimlich viele Workshops mit jungen Leuten gemacht – Theater, Jazz, Philosophie. Aus der Erkenntnis heraus, dass sich nur der auf Neues einlässt, wer auch selbst mitmachen kann.
Ostrowski: Ich hab’ hier als Bub zum Beispiel „Die Vögel Europas“ gehört, eine richtige Freejazz-Avantgarde-Band, die damals kein Mensch gekannt hat. Es waren zwar nur dreißig Leute da, trotzdem ein Superkonzert. Oder auch Franz Franz und die Melody Boys, von denen später zwei Mitglieder das Kollegium Kalksburg gegründet haben.
Stockinger: Wir versuchen einerseits junge Künstler einzuladen, die niemand kennt. Und weil wir auch überleben müssen, mischen wir diese Veranstaltungen mit breiter angelegten. Wenn der Alf Poier kommt, hast du die Bude wieder voll.

Zur Lebensart gehören Feste. Wie wird denn hier gefeiert?
Ostrowski: Ich kann mich noch gut an Tombolas am Fußballplatz erinnern. Die haben meine Eltern mitorganisiert. Die Zeltfeste waren mir dann eher suspekt, der totale Saufzwang. Anders diese Gasthauskultur – Essen, Trinken, Fortgehen.

Aber es gibt ja fast keine Landgasthäuser mehr.
Stockinger: Viele haben zugesperrt. In Rottenmann gibt es nur noch zwei, früher waren es 15.
Ostrowski: Und dann gibt es noch die Bälle. Maturaball, Feuerwehrball. An den Bällen war interessant, dass das Publikum immer gemischt war. Disco und Sektbar. Leute aus verschiedenen

Ecken zusammenzubringen ist mir in allem wichtig, was ich mache. Beim Ball, den wir für die regionale veranstalten, soll jedenfalls das Feiern neben der Kultur nicht zu kurz kommen. Das gehört dazu. Auch bis zum Exzess.

Wie viele Menschen gehen in die Ennstalhalle in Liezen, wo die „Wirklich Große regionale Tanzparty“ gefeiert wird?
Ostrowski: 2000.

Muss man nicht vielleicht doch die Edl-seer als Vorband einladen, um die Halle vollzukriegen?
Ostrowski: Wir könnten das „Nockalm Quilltett“ einladen.
Stockinger: Wir haben im KULTurVIECH einmal zum Spaß das „Noqualm Quintett“ angekündigt. Und einmal „Hansi Hinterlseer“.

Hat der Trick funktioniert?
Stockinger: Nein.
Ostrowski: Man darf die Leute nicht unterschätzen.

In dem Film „The Making of Futbol“, zu dem Sie mit Helmut Köpping und Franzobel das Drehbuch geschrieben haben, spielen Sie den Heimkehrer, in „Kotsch“ eine Figur, die in der Provinzstadt hängen bleibt. Was interessiert Sie an dem Thema?
Ostrowski: Jeder, der so aufwächst wie ich, setzt sich mit dieser Lebensrealität auseinander, gar nicht nur als „Schwierigkeit“. In „Kotsch“ sagt meine Figur: „Glaubst, ich geh’ nach Wien und lass’ mich entdecken?“ Das finde ich super, sehr radikal. Auch wenn es natürlich ein wenig traurig ist.

Sie wollten nie weg?
Stockinger: Nach dem Geschichte-Studium in Graz hätte ich eigentlich an der Uni bleiben können. Aber ich habe immer geschätzt, was das Land bietet, von der Luft angefangen. Unter dem Grazer Klima habe ich gelitten. Später hat sich die Frage nicht mehr gestellt. Ich habe mich als Lehrer in der HAK Liezen sehr wohlfühlt, ich war dort der einzige Deutschlehrer. Insgesamt habe ich in meiner Karriere 16 Fächer unterrichtet. Mathematik, Englisch oder Turnen, weil es nicht genug Lehrer gegeben hat.

Religion?
Stockinger: Nein, weil ich immer Atheist war. Aber auch exotische Fächer wie Volkswirtschaftslehre, Schönschreiben, Maschinschreiben und Stenografie. Obwohl ich selbst den Zehnfingersatz

nie konnte. Meine Frau, die Stenotypie unterrichtet hat, hat immer ein, zwei Stunden mit mir vorgelesen.

Haben Sie auch so einen pädagogischen Impetus?
Ostrowski: Ich habe auch Lehramt studiert, Englisch und Französisch, und hab immer wieder unterrichtet, auch einige Semester „Creative Writing“ für Architekturstudenten an der Technischen Universität – das war schon super, weil ich totale Freiheit in der Gestaltung der Kurse hatte. Aber an der Schule unterrichten wollte ich nicht, weil mir recht schnell klar geworden ist, dass ich eigentlich keine pädagogische Haltung zu den Dingen einnehmen will.
Stockinger: Da sind wir ganz anders. Schüler zu begeistern und zu motivieren, war vermutlich meine ganz große Begabung. Am Gymnasium habe ich angefangen, Nachhilfe zu geben, und mein Vater war auch schon Lehrer.

Vererbt sich da doch etwas?
Stockinger: Vielleicht solltest du wirklich Lehrer und Bürgermeister werden.
Ostrowski: Lehrer bin ich schon. Ich üb’s nur nicht aus. Vielleicht bin ich auch schon Bürgermeister. Und üb’s nur nicht aus. Wenn man das weiß, kann man eigentlich ganz zufrieden durchs Leben gehen.

Wer war eigentlich der berühmteste Besucher in Rottenmann?
Stockinger: Der Kirchschläger war natürlich hier.
Ostrowski: War nicht einmal ein russischer Kosmonaut in Rottenmann?
Stockinger: Friedrich Flick vielleicht, der in Oppenberg gewohnt hat.

Er war vermutlich nicht sehr zugänglich, oder?
Stockinger: Sein Anwesen war komplett abgesperrt, und die Fremdheit dieser Welt lag natürlich in seinem unermesslichen Reichtum, ein paar Millionen spielen da keine Rolle. Davon hat natürlich auch die lokale Wirtschaft profitiert. Einmal hat sich Flick einen unterirdischen Gang bauen lassen, damit er vom Haus zu seinem Schießstand mit dem Rollstuhl fahren konnte. Historisch war sicher Rudolf von Habsburg der berühmteste Besucher. Aber sonst? Der Kennedy war nicht da, der Chruschtschow auch nicht.
Ostrowski: Der Putin kommt angeblich zum regionale-Ball. Weil da der Austrofred auftritt, und der Wladimir ist ein großer Fan von ihm. Hab’ ich munkeln gehört. X

ANZEIGE

Vom alten Schlag

Von Wilderern, dem Erzherzog und den Nazis: Niemand kann obersteirische Geschichten so erzählen wie Gallus Zeiler und Friedrich Ploder

PORTRÄTS: HERWIG G. HÖLLER



Er ist das letzte lebende Gründungsmitglied des Musikvereins Pruggern. Wann der vorletzte Mitbegründer verstarb, daran kann sich Gallus Zeiler nicht mehr erinnern – trotz eines noch immer hervorragenden Gedächtnisses. Es dürfte Jahrzehnte her sein. Denn die Kapelle wurde im Jahr 1928 gegründet. Es versteht sich, Zeiler ist nicht mehr der Jüngste. Für die Freiwillige Feuerwehr seines Heimatdorfs war er stolze achtzig Jahre im Einsatz. Und bis vor wenigen Jahren ging er noch auf die Jagd.

Vereinzelte gibt es sie noch im Bezirk Liezen – jene informellen Ortschronisten im fortgeschrittenen Alter, die selbst noch einen Großteil des zwanzigsten Jahrhunderts erlebt haben. Und die man fragen kann, wenn man historisch etwas wissen will. Aus persönlichem Interesse haben sie sich jahrzehntelang mit ihrer engeren Heimat beschäftigt und ein beeindruckendes Wissen über lokale Zusammenhänge erarbeitet, das jede Gemeindechronik zwangsläufig toppt. Aber mehr als das: Ihre langen Biografien lassen bisweilen auch die politische Entwicklung der Region nachzeichnen und verweisen auf historische Ereignisse und Themen, die einst von Bedeutung waren.

„Für den Hunderter bräuchte ich noch einige Monate“, sagt der phänomenal rüstige Zeiler, der am 23. Oktober 1910 in Pruggern geboren wurde und von Beruf Landmaschinenhändler war. Auch über Ereignisse, die sich vor mehr als achtzig Jahren ereignet haben, erzählt er so, als seien sie erst gestern geschehen. Zeiler, der aus einer bauerlichen Familie stammt, verfügt über eine unglaubliche Expertise, was das ländliche Leben in und um Pruggern betrifft. Das scheint durchaus in der Familie zu liegen: Zeilers gleichnamiger Vater war, was das Leben im oberen Ennstal betrifft, Ende der Fünfzigerjahre einer der zentralen Informanten von Karl Haiding gewesen, dem ersten Leiter des Landschaftsmuseums in Trautenfels. Haiding war im Dritten Reich als Mitarbeiter von Alfred Rosenberg in

Gallus Zeiler erfreut sich eines hervorragenden Gedächtnisses. Gern erzählt er über die Wilderer der Zwanzigerjahre, „rohe Hunde“ seien die gewesen

Kriegsverbrechen verstrickt und blieb bis zu seinem Lebensende Nazi. Aber auch der Junior sprach später oft mit Haiding.

Selbst hat Zeiler seine Beschäftigung mit der Vergangenheit erst nach seiner Pensionierung in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts intensiviert. „Du musst alles aufschreiben“, hatte ihm die Lehrerin und im Ennstal bekannte Literatin Elfriede Detzlhofer gesagt, sie selbst verstarb 2004 im Alter von 98 Jahren. Ein dickes, vollgeschriebenes Heft mit vielen Fotografien, das auf Detzlhofers Anregung entstand, hat Zeiler „Das Buch der alten Geschichten“ betitelt.

Hauptsächlich drehen sich Zeilers Notizen dabei um eigene Erlebnisse seit der Volksschulzeit. „Die aller-schlechteste Zeit war 1918, der Krieg war aus, und die Leute hatten nichts zu fressen“, erzählt er. Seine Familie hatte aber Glück: Der Vater arbeitete als Jäger und hatte die Erlaubnis, Wild zu schießen, um seine Angehörigen mit den notwendigen Kalorien zu versorgen. Weniger optimal war hingegen Zeilers schulische Situation: „Wir haben einen Lehrer gehabt, der war schon am Vormittag pudelbesoffen, jeden Tag. Ein Bub hat zum Gasthof Bierfriedl gehen müssen, um fünf Flaschen Bier zu kaufen. Die hat er dann während des Vormittags hinter der Tafel konsumiert.“ Etwas Richtiges habe er deshalb erst viel später gelernt.

Ein wichtiges Sujet der Zwanziger- und Dreißigerjahre, über das Zeiler gerne erzählt, sind Wilderer. Genau erinnert er sich an zahlreiche Fälle, wo Jäger brutal von Wilderern erschossen wurden. Die berüchtigten Wilderer der damaligen Zeit nennt er in einer Kombination aus Verachtung und Ehrfurcht „rohe Hunde“. Bei einem Prozess gegen den berüchtigten August Dormann im Turnsaal in Gröbming war er selbst anwesend – Dormann hatte den Jäger Johann Höflechner erschossen und war auf frischer Tat ertappt worden. Zeiler kann in diesem Zusammenhang auch von einem kleinen Korruptionsskandal in der Ennstaler Justiz berichten: „Dormanns Verteidiger hat erzählt: Das kostet 200 Schilling. Dann bringe ich ihn raus.“

Die Dreißigerjahre bringen unter anderem Innovationen in der Landwirtschaft, Zeiler selbst absolviert 1931

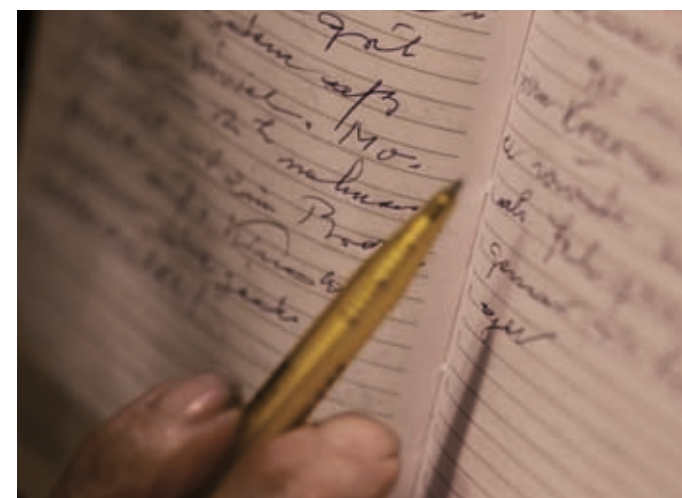
einen Lehrgang in Dänemark: „Das hat mir sehr viel Geld gebracht. Ich habe gleich einen Melkerposten bekommen, da habe ich 60 Schilling im Monat verdient. Der Knecht bekam nur 16.“

Gleichzeitig beginnt selbst im katholischen Pruggern eine Bewegung Richtung Nationalsozialismus. 1937 fährt der lokale Männerchor zum deutschen Sängerfest nach Breslau und erlebt dort einen Auftritt von Adolf Hitler. Auch über den Anschluss Österreichs an das Dritte Reich scheint Zeiler nicht unglücklich gewesen zu sein. Bald danach konnte er auf „Hitler-Urlaub“ fahren: „Da haben die Verlässlichen acht Tage Urlaub in Deutschland bekommen.“

Doch mit Urlaub war es bald vorbei, der Pruggener war fast den gesamten Weltkrieg als Wehrmachtsponier im Einsatz, an westlichen und östlichen Kriegsschauplätzen. So war er etwa an der Erstürmung des russischen Militärfens Sewastopol auf der Krim beteiligt, dafür bekam er das Eiserne Kreuz 1. Klasse, worauf er heute noch mächtig stolz ist. In Pruggern waren nur drei Wehrmachtsangehörige damit ausgezeichnet worden.

Zugleich trauert er aber noch immer um seinen besten Freund Willi Royer, einen „hundertfünfzigprozentigen“ Nazi, der sich schon vor dem Anschluss der „Österreichischen Legion“ in Nazi-Deutschland angeschlossen hatte, 1938 zurückkehrte und später in Stalingrad fiel. Wie für viele Vertreter seiner Generation spielt für Zeiler die Erinnerung an die Kriegszeit eine zentrale Rolle. So etwas wie die Vergangenheitsbewältigung der Nachkriegszeit hat indes kaum Spuren hinterlassen, auch nicht bei Zeiler. Dabei war er nach 1945 ein bekennender ÖVPler und saß zeitweise auch im Pruggener Gemeinderat.

Aber auch jenseits seiner eigenen Biografie kann Zeiler stundenlang über Lokalhistorie erzählen, insbesondere aus dem 19. Jahrhundert, aus dem er noch viel von Vater und wohl auch Großvater tradiert bekam. Darunter eine Geschichte, auf die sein zeitweiliger Gesprächspartner Karl Haiding stets erobert reagierte. Erzherzog Johann sei mit dem Jaga-Hias auf der Jagd gewesen, sie hätten einen 14-Ender geschossen. „Der Erzherzog ist dann bei der Sennerin Regina gelegen. Da ist später was rausgewachsen. Das hat der



Jaga-Hias übernehmen müssen.“ Im Dorf hätten es alle gewusst, auch wenn der Sohn der Sennerin, Mathias Fuchs vlg. Krammerl, es nicht zugeben durfte und darauf bestand, Sohn des Jaga-Hias zu sein.

Die Legenden über uneheliche Kinder von Erzherzog Johann sind Legion. In diesem Fall ist die Spur aber konkreter: Zeiler besitzt ein Foto, das besagten Mathias Fuchs als alten Mann zeigt, der sich durch eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Habsburger auszeichnet.

Erzherzog Johann hat im Bezirk Liezen Spuren hinterlassen. Die sind auch für den Rottenmanner Friedrich Ploder von Bedeutung. Der pensionierte Kaufmann, geboren am 27. Juli 1926, ist eine Art kleinstädtisches Pendant zum ländlichen Zeiler. Er ist einer der letzten Bürger der Stadt, die sich explizit in der Tradition einer Kaufmannschaft und eines ehemals selbstbewussten Rottenmanner Bürgertums begreifen. Standesgemäß residiert er im ehemaligen Rathaus am Hauptplatz, seit längerer Zeit beschäftigt er sich mit der

Friedrich Ploder beschäftigt sich leidenschaftlich mit Rottenmanner Geschichte. Das Foto oben zeigt die Kirche nach dem Brand 1882; auch die Nazizeit hat er dokumentiert

Geschichte von Industrie, Wirtschaft und Verwaltung in Rottenmann – oftmals mit Bezugnahme auf die eigene Familie. Einer seiner Vorfahren, der es Ploder besonders angetan hat, ist sein Ururgroßvater Jakob Messner. Der war nach 1848 der erste Bürgermeister von Rottenmann, Industrieller und als Landtagsabgeordneter – so meint Ploder – mit guten Verbindungen zu Erzherzog Johann: „Messner und Josef Pesendorfer sind mit Erzherzog Johann einmal nach Süddeutschland gereist, um dort Stahlwerke zu besichtigen.“

Messner muss tatsächlich eine schillernde Figur gewesen sein. Das Waisenkind aus dem Kärntnerischen war zunächst als Sekretär des legendären Rottenmanner Stahlindustriellen Josef Pesendorfer (1791-1856) nach Rottenmann gekommen und hatte später neben seiner politischen Tätigkeit ein Eisenwerk und eine Bleiweißproduktion besessen. Gleichzeitig konnte er nach 1848 geschickt Grund, vor allem Waldbesitz, erwerben. Dies war zur Abdeckung seines Holzkohlebedarfs zur Stahlerzeugung nötig. Möglich war dies auch durch die prekäre wirtschaftliche Situation vieler Rottenmanner, die damals die im Zuge von Landreformen zu bezahlenden Ablösungen nicht leisten konnten. Vielleicht war Messner auch Freimaurer gewesen, mutmaßt Ploder. Denn am sogenannten Salzamt in Rottenmann, Messner hatte das Haus seinerzeit besessen, befindet sich bis zum heutigen Tag ein „Auge Gottes“, ein Symbol, das auch von den Freimaurern verwendet wird.

Mit dem Niedergang von Messners Unternehmen um 1880 hielt übrigens auch, so weiß Ploder, ein gewisser Antisemitismus Einzug in die schwer katholische Familie. Familienintern gab man nämlich einem „Jud Schwarzl“ die Schuld für die Pleite der eigenen Firma, da dieser – so die Familienüberlieferung – das Rottenmanner Eisen nicht ordentlich verkauft und dann mit Ware und Geld sogar geflohen sei. Die historische Literatur weiß freilich anderes zu berichten: Trotz guter Qualität der Eisenprodukte habe der Umsatz für eine nötige Modernisierung des Werks einfach nicht mehr gereicht.

Auch jenseits der eigenen Familienhistorie sammelt Ploder Dokumente und historische Fotografien, die der Mitachtziger selbst mit seinem Com-

puter einscannet. Besonders stolz ist er auf ein Protokollbuch der lokalen Sensenwerke aus dem späten achtzehnten Jahrhundert und ein Urkundenbuch für die Zeit von 1320 bis 1735, das sein Vater in den Zwanzigerjahren bekommen hatte. Hinzu kommen etwa 300 Ansichten von Rottenmann. Eine seiner Lieblingsfotografien aus dem Jahr 1882 zeigt, wie nach einem Brand die Glocken der Stadtpfarrkirche wieder aufgezogen werden.

Ploder hat sich intensiv mit den Gepflogenheiten der Rottenmanner beschäftigt, weiß von mancher Überheblichkeit der Bürger zu berichten. Als etwa der berühmte Volkskundler Viktor von Geramb vor dem Ersten Weltkrieg anfragte, ob man nicht die Urkunden der Stadt in Graz kopieren lassen könnte, wurde dieses vernünftige Ansinnen einfach abgelehnt. Später gingen viele Dokumente unwiederbringlich verloren. In der Zwischenkriegszeit – so erinnert sich Ploder – hatte es im Rathaus ein Gemeindemuseum gegeben, wo Urkunden stapelweise gelagert wurden. „Die Nazis haben das Museum dann aufgelöst, die Dokumente kamen in den Dachboden. Nach dem Krieg kam ich als Feuerwehrmann einmal auf diesen Dachboden und beobachtete, wie ein Bauarbeiter ein Bündel Urkunden nahm, um einen Stock tiefer seine Notdurft zu verrichten.“

Auch die Nazizeit ist in Ploders Sammlung präsent. Von seinem Vater und einem Onkel erbte Ploder, der selbst in der Wehrmacht und anschließend in Kriegsgefangenschaft war, eine große Anzahl an Fotos, die er „politische Reihe“ nennt. Diese Schwarzweißfotografien und Farbdias habe er jedoch praktisch nie hergezeigt, sie zeigen NS-Veranstaltungen in Rottenmann. „Da sind Leute, die haben sich nach dem Krieg so gebärdet, als hätten sie Hitler eigentlich umbringen wollen. Aber ich habe Fotos, da marschieren sie mit. Nicht unter Zwang, das weiß ich.“ Zu sehen sind da etwa ein später bekannter Gemeinderat und, so Ploder, zwischen zehn und zwanzig weitere Rottenmanner, die später nicht dabei gewesen sein wollten. „Hätte ich diese Fotos gezeigt, hätte es womöglich einen Wirbel gegeben, weil ich Menschen zu Lügner gestempelt hätte. Da hätte ich mir nur einen Spal eingezogen.“ ✕



Der schaffende Mensch – Welten des Eigensinns

Facts

Schloss Trautenfels, Teil des Universalmuseums Joanneum, erkundet mit zeitgenössischer Kunst Geschichte und Identität der Region (s. Seite 38)

ANZEIGE

Bei mir bist du schoen



Der Nabel der Welt: Im Kurpark gibt es den geographischen Mittelpunkt Österreichs gleich zweimal. Hier in der Skulptur von Erich Laufer. Außerdem als Mercedesstern. Wahnsinn! **BAD AUSSEE**



So einen Ausblick beim Aufwachen gibt's nur hier. Überhaupt: Keine Angst vor Pürgg! Wer kann, der wohnt, isst, badet, wandert und bildet sich (kunsthistorisch) im „steirischen Kripperl“ **PÜRGG**



Übernachten in Liezen kein einfaches Thema. 1. Platz: Berggasthof Zierer. 2. Platz: Liezenerhof. 3. Platz: hm. Warum kann nicht einfach jemand wieder das Hotel Karow aufsperrn? **LIEZEN**



Das Filzen ist ein extrem aufwendiger Prozess, den Julia Obenaus von ihrem Vater gelernt hat. Die Werkstatt am Hauptplatz atmet den Geist bewährten Handwerks. Schöne Taschen! **ST. GALLEN**



Einmal im Leben sollte jeder im Gasthof zum Krug übernachten haben. Vielleicht dann, wenn das Grazer Theater im Bahnhof dort sein regionale-Stück zum Besten gibt? **HINTERWILDALPEN**



Die Grimmingtherme ist die neunte und jüngste der steirischen Wellnessoasen. Mit vier Sternen. Und so groß wie sonst auch alles in Mitterndorf. Geöffnet täglich von 9 bis 22 Uhr **BAD MITTERNDORF**



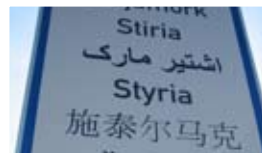
Richtig ausgehen: Fotograf Hans Kraxner und regionale-Intendant Dietmar Seiler beim Brunnthaler am Bahnhof Stainach. Aber Achtung: Sperrt am 31.8. für immer! **STAINACH**



An der Röthelbrücke steht auch ein Denkmal für die Soldaten der Roten Armee, das nach dem Krieg wiederholt demoliert wurde. In der jetzigen Version steckt ein Russischrechtsschreiber **SELZTHAL**



Dem hl. Florian ist die Kirche geweiht, die Volker Giencke nach Aigen gezaubert hat. Nicht versäumen: den lustigen Briefverkehr über die Reliquien, der im Kirchenfoyer dokumentiert ist **AIGEN**



In 25 Sprachen fängt die Steiermark an. „25 x Steiermark“ heißt die Arbeit von Michael Schuster, die seit 2007 beweist, dass man mit mehrsprachigen Ortstafeln ziemlich souverän umgehen kann **PICHL**



Be- und Entschleuniger haben in Gröbming was zu tun. Letztere zum Beispiel im Geburtshaus des Diätgottes F. X. Mayr. Gleich gegenüber ist, man weiß ja nie, eine feine Fleischerei **GRÖBMING**



Ein ehemaliges Kino haben Herwig Bachler und seine Mitstreiter ausgeräumt, um Platz für ihr feines Kunst- & Kulturhaus samt super Bar zu machen. Die haben früher auch nur mit Wasser gekocht **ÖBLARN**



Erlebniscamping at its finest: Blockhütten, angeblich im Stil „anno 1873“, schließen da an Camping- und Kickplatz, an Holz- und Steinskulpturengarten an. Viel wilder geht's nimmer **IRDNING**



Der Mann von La Mancha? Nein, der Drachenschlächter der Gründungssage ziert den monumentalen Kreisverkehr. Ausgedacht von der armenischen Künstlerin Naira Geworkian **ROTTENMANN**



Von Pater Placidus abgefülltes Weihwasser, Wachsotive (klein: € 1,50; groß: € 3,50), schöne Ausblicke und einen Meditationsgarten gibt's in der Wallfahrtskirche Mariä Opferung **FRAUENBERG**



Rasten in Würde, das geht, seit der Architekt Ernst Giselbrecht begonnen hat, Autobahnraststätten zu entwerfen. Die in Gaishorn wurde von Autofahrerclubs zur schönsten Europas gewählt **GAISHORN**



Zu den traurigeren Orten im Gesäuse gehören die leeren Bahnhöfe. Seit die ÖBB im Herbst 2009 den Wochentagspersonenverkehr eingestellt haben, geht hier gar nichts mehr. Nur Busse **HIEFLAU**



Der katastrophische Klassiker: Der Bergsteigerfriedhof feiert heuer sein 200-jähriges Bestehen. Und die Geschichten, die auf seinen Grabsteinen erzählt werden, rühren selbst Hartgesottene **JOHNSBACH**

www.regionale10.at/kulturlandkarte

Jeder hat so seine Lieblingsorte. Wir haben hier einige von unseren verzeichnet, auf die wir während der Recherchen für dieses Magazin gestoßen sind, die uns Tausende Kilometer kreuz und quer durch den Bezirk geführt haben. Kuriose Orte, typische Flecken, überraschend Schönes. Weniger die klassisch-touristischen Sights, die können freilich auch lohnen, nur stehen sie ohnehin in jedem Prospekt. Noch mehr Orte gibt es auf der Kulturlandkarte der regionale-Website zu entdecken

REGIONALE10
Programm

Die regionale10
35 Projekte, 180 Veranstaltungen und 8000 Beteiligte aus 40 Nationen verspricht das steirische Festival für zeitgenössische Kunst, das vom 2. Juni bis 14. August im Bezirk Liezen über die Bühne geht. Die biennale regionale hat die früheren Landesausstellungen abgelöst und findet heuer bereits zum zweiten Mal statt. Mit zwei großen Ausstellungen (Admont, Schloss Trautenfels), zwei Projekten, die so gut wie alle Gemeinden des Bezirks involvieren (Grenzgang, Fremdsehen), und einer Fülle weiterer Veranstaltungen versucht das Festival den Bezirk zum „Kulturbezirk“ zu wandeln

PERMANENT

Play Admont
Spielerische Zugänge zu internationaler Gegenwartskunst
Ausstellungseröffnung
Donnerstag 3.6. 11:30 h
täglich bis Sonntag 7.11. 9:00 - 17:00 h
Juli und August freitags bis 20:00 h
Benediktinerstift Admont

Der schaffende Mensch – Welten des Eigensinns
Ausstellungseröffnung
Donnerstag 3.6. 15:00 h
täglich bis Sonntag 31.10. 10:00 - 17:00 h
Schloss Trautenfels

FESTIVALZENTRUM

Festivalzentrum im Hotel Karow
Bahnhofstr. 3
8940 Liezen
+43 676 848 119 119
festivalzentrum@regionale10.at

MOBIL IN DER REGION

Anreisen mit Bus und Bahn und weiter zur Veranstaltung in der Region mit einem Fiat Punto von Ennstal Auto zum Preis von € 9 / Tag.

Informationen, Konditionen und Reservierung
+43 676 848 119 119, festivalzentrum@regionale10.at

Grenzgang
Lust auf 400 Kilometer und 40.000 Höhenmeter?

Etappen-Informationen unter www.grenzgang.tv
Start am Gipfel Schönberg bei Altaussee
Mittwoch 2.6. 10:00 h
täglich bis Samstag 14.8.

Hoher Dachstein
Ein Projekt von Ai Weiwei
Eröffnung
Freitag 4.6. 13:00 h
Bergstation der Dachstein Gletscherbahn
täglich bis Samstag 14.8.
Hoher Dachstein, Gipfel

Baustelle Baukultur
Ausstellungseröffnung
Samstag 5.6. 11:00 h
Dauer: bis 14.8.
Öffnungszeiten
Montag - Freitag 10:00 - 18:00 h
Samstag 10:00 - 20:00 h
Gröbming, gegenüber Druckerei Wallig

Essgeschichten
Eröffnung
Samstag 19.6. 15:00 h
Liezen, Eurogast
Videoinstallationen in den Spar Supermärkten der Firma Landmarkt aus der Region, innerhalb der Öffnungszeiten bis Samstag 14.8.

Sportarbeit
Eröffnung
Samstag 26.6. 15:30 h
täglich bis Samstag 24. 7. 11:00 - 17:00 h
Altirdning, Alte Schmiede

Ausseer Gespräche
Donnerstag 1.7. bis Sonntag 4.7.
Bad Aussee, Kurhaus

Fremdsehen
GastgeberInnen und Gäste im Ennstal
Projektzeitraum: Juli

Dort wo ich nicht bin, dort ist das Glück
Donnerstag 15.7. bis Sonntag 8.8.

Stick Climbing
Montag 12.7. bis Samstag 14.8.
Gössl, Gössler Wand

Station O
Eröffnung
Samstag 24.7. 19:00 h
täglich bis Samstag 14.8.
Gaishorn am See, Ortskern

Arcana
Festival für neue Musik
Mittwoch 28.7. bis Sonntag 8.8.

Grenzgang Kulturkarawane
Start
Mittwoch 11.8. 12:00 h
Pürgg
Ende
Samstag 14.8. ca. 17:00 h
Altaussee

Ab durch die Mitte
Freitag 23.7. bis Sonntag 25.7.

NICHT PERMANENT

Anstimmen
Festivaleröffnung
Mittwoch 2.6. 20:30 h
Trieben, Hauptplatz

Park Skurril
Premiere
Donnerstag 3.6. 20:00 h
Liezen, Kulturhaus
weitere Aufführung
Samstag 5.6. 20:00 h
Bad Aussee, Kurhaus

„Die zentrale Route“
Samstag 5.6. Abfahrt: 13:00 h
Gröbming, gegenüber Druckerei Wallig
Abschlussdiskussion: 17:00 h
Mitterberg, Häuserl im Wald

„Die touristische Route“
Samstag 12.6. Abfahrt: 9:00 h
Gröbming, gegenüber Druckerei Wallig
Abschlussdiskussion: 16:00 h
Ramsau, Ramsauer Hof

„Die rituelle Route“
Samstag 19.6. Abfahrt: 9:00 h
Schloss Trautenfels, Parkplatz
Abschlussdiskussion: 16:00 h
Irdning, Kapuzinerkloster

„Die sportliche Route“
Samstag 26.6. Abfahrt: 9:00 h
Schloss Trautenfels, Parkplatz
Abschlussdiskussion: 16:00 h
Bad Aussee, Erholungsparadies Berta

„Die lehrreiche Route“
Samstag 3.7. Abfahrt: 9:00 h
Festivalzentrum Liezen
Abschlussdiskussion: 16:00 h
Gaishorn am See, Gasthaus Gamsjäger

„Die kulturhistorische Route“
Samstag 10.7. Abfahrt: 9:00 h
Festivalzentrum Liezen
Abschlussdiskussion: 17:00 h
Palfau, Moarhofstadl

Tu, was du willst
Dienstag 8.6. 20:00 h
Irdning, Festhalle
Donnerstag 10.6. 20:00 h
Gröbming, Kulturhalle

INFOS & TICKETS

Liezen Festivalzentrum +43 676 848 119 119 tickets@regionale10.at
Benediktinerstift Admont + 43 3613 2312 601 o. 604 kultur@stiftadmont.at
Schloss Trautenfels + 43 3682 222 33 trautenfels@museum-joanneum.at
St.Gallen + 43 3632 77 14 11, tickets@arcanafestival.at

INFOS, TICKETS & ZIMMER

Aussee +43 3622 540 400 www.ausseerland.at
Ramsau +43 3687 818 33 www.ramsau.com
Admont +43 3613 211 60 10 www.gesaeuse.at
Schladming + 43 3687 233 10 www.schladming-dachstein.at

REGIONALE10

Tipps

Klar, gut essen gehört dazu. Nur wo? Und was? Eine ganze Reihe von Wirtshäusern in der Region, darunter sieben Wirte mit dem „Kulinarium“-Gütesiegel, und andere, die wiederum vom „Kulinarium Steiermark“ empfohlen wurden, stellen anlässlich der regionale eigene Menüs zusammen. Versteht sich, dass da eher keine Pommes serviert werden, sondern dass vor allem Regionales auf die Teller kommt. Ab 2. Juni

Post am See
Bräuhof 94
8993 Grundlsee
03622/201 04

Knödl-Alm
Knoppen 3
8984 Pichl-Kainisch
03624/211 32

Rest. Braunhofer's
Teichweg 35
8971 Rohrmoos
03687/615 75

Holzackerstube
Harreiterweg 59
8971 Rohrmoos-Fastenberg
03687/234 63

Gasthof Sölkstuben
Mössna 194
8961 St. Nikolai i.Sölkta
03689/281

Gasthaus Krenn
Pürgg 11
8951 Pürgg-Trautenfels
03682/222 74

Alpeng. Grobbauer
Oppenberg 229
8786 Rottenmann
03619/213

Im Dörf
Falkenburg Dörf
Irdning

Kulmwirt
Ramsau 39
8972 Ramsau
03687/21099

Learning from Liezen
Eröffnung
Freitag 11.6. 20:30 h
weitere Führungen
Samstag 12.6., Sonntag 13.6.,
Donnerstag 17.6., Freitag 18. 6.,
Samstag 19.6., Sonntag 20.6.
jeweils um 19:00 h und 21:00 h
Liezen, Festivalzentrum

Stimmenzungen Schwingen – Klängen – Swingen
Freitag 11.6. bis Sonntag 13.6.
Rottenmann, Volkshaus und Hauptschule

Land in Sicht
Donnerstag 17.6. 19:00 h
Bahnhof Selzthal, Seminarraum
Donnerstag 24.6. 19:00 h
St. Gallen, Burg Gallenstein
Donnerstag 1.7. 19:00 h
Bad Mitterndorf, Woerlshall
Freitag 2.7. 19:00 h
Niederöblarn, Gasthaus zum Grimmingtor
Samstag 3.7. 19:00 h
Kleinsölk, Broadlahn
Donnerstag 15.7. 19:00 h
Palfau, Moarhofstadl

Sprich mit ihm
Premiere
Donnerstag 17.6. 19:00 h
Freitag 18.6. 19:00 h
Pürgg, Naturbad
Samstag 19.6. 19:00 h
Sonntag 20.6. 19:00 h
Hinterwildalpen,
Gasthaus zum Krug
Mittwoch 30.6. 19:00 h
Donnerstag 1.7. 19:00 h
Johnsbach, Kölbl-Alm
Sonntag 4.7. 19:00 h
Montag 5.7. 19:00 h
Altaussee, Blaa-Alm
Mittwoch 4.8. 19:00 h
Hauser Kaibling, Mittelstation

Musik vom Rand
„Spiel mit dem Zufall“
Freitag 18.6. bis Sonntag 20.6.
Stainach, Culturcentrum
Wolkenstein

„Gstanzl Stream“
Samstag 10.7. 15:00 h
St. Gallen, Burg Gallenstein

„Jazz beim Wirt“
Freitag 16.7. bis Sonntag 18.7.
Weng im Gesäuse, Wengerwirt

„Der Duft der Berge“
Donnerstag 22.7. bis Samstag 24.7.
Altaussee, Zelt am See

Essgeschichten „Dorf“
Samstag 26.6. 12:00 h
Obersdorf bei Bad Mitterndorf

Essgeschichten „See“
Samstag 17.7. 20:00 h
Samstag 24.7. 20:00 h
Aigen, Putterersee

s'Nullerl
Premiere
Freitag 2.7. 20:00 h
weitere Aufführungen
Sonntag 4.7. 17:00 h
Freitag 9.7., Samstag 10.7.,
Freitag 16.7., Samstag 17.7.,
Freitag 23.7., Samstag 24.7.
jeweils um 20:00 h
Stainach, Alter Bauhof

Die Wirklich Große regionale Tanzparty
Samstag 3.7. 20:30 h
Liezen, Ennstalhalle

Kein Brett vorm Kopf
Freitag 2.7. 13:00 h
Altenmarkt bei St. Gallen,
Eisenstraßenhalle



Ein katholisches Gerücht

Seit Jahrzehnten wird in Selzthal erzählt, ein junger Künstler namens Adolf Hitler sei im Pfarrhof tätig gewesen. Ist da was dran?

RECHERCHE: HERWIG G. HÖLLER

Bei uns hat der Hitler die Bilder im Bischofszimmer gemalt!“ Als der nunmehr pensionierte Hauptschuldirektor Walter Balatka in den Sechzigerjahren nach Selzthal zog und sich in der katholischen Pfarrgemeinde engagierte, wurde ihm alsbald diese Geschichte erzählt: Just im Pfarrhof habe der junge Adolf Hitler seine Spuren hinterlassen.

Historisch außer Zweifel stand bislang nur ein Aufenthalt Hitlers in der obersteirischen Eisenbahnermetropole: Am 3. April 1938 hielt der nach Graz fahrende Zug des deutschen Reichskanzlers, der Stimmung für ein „Ja“ bei der Anschlussvolksabstimmung am 10. April machen wollte, für eine Viertelstunde am Bahnhof. Von tobendem und einem sich schließlich ins Maßlose steigernden Jubel berichtete die gleichgeschaltete Wochenzeitung *Der Ennstaler* vom Bahnsteig. Der Verfasser des Beitrags war – wie auch viele andere in diesen Tagen – lesbar aus dem Häuschen. Doch verlor er kein Wort über eine etwaige frühere Visite Hitlers, auf die viele zu diesem Zeitpunkt freilich

mächtig stolz gewesen wären.

Ein früherer Selzthalbesuch des künftigen Politikers steht allerdings im Zentrum einer Geschichte, eines Gerüchts, das in lokalen katholischen Kreisen seit Jahrzehnten kursiert – wenn auch im Detail leicht unterschiedlich.

Der junge Adolf Hitler, Jahrgang 1889 und seinerzeit erfolglos in Wien als Künstler tätig, habe sich 1911 bei der Errichtung des Pfarrhofs verdingt und die vier völlig harmlosen Gebäudedarstellungen an die Zimmerdecke des offiziell so genannten Bischofszimmers gemalt. Dabei habe er – hier divergieren die Versionen – für einen Malermeister aus dem benachbarten Rottenmann oder – so wurde es Balatka erzählt – für eine Firma aus dem oberösterreichischen Kremsmünster gearbeitet und im Pfarrhof „Sommerarbeiten“ erledigt.

Josef Holzmüller, der aktuelle Verwalter des Pfarrhofs, hat zudem gehört, dass Pfarrer Josef Polaschek (1883-1966) – der deklarierte Nazi-Gegner amtierte in Selzthal zwischen 1921 und 1950 – gar bei einem der Bilder ein Hitler-Monogramm entfernt haben soll.

Wer als Erster von den Hitlerbildern im Pfarrhof sprach, lässt sich trotz intensiver Recherchen nicht mehr eruieren. Die älteste bekannte Quelle ist die Pfarrhaushälterin Maria Pöllerbauer alias Pfarrer-Miazl. Sie verstarb 1982 und hatte seit den frühen Neunzehndreißigern im Pfarrhof gewirkt und auch gewohnt.

Pöllerbauer selbst kann aber schwerlich die ursprüngliche Quelle sein, sie kam erst lange nach Errichtung des Pfarrhofs nach Selzthal. Aber auch ihr erster Vorgesetzter, Pfarrer Polaschek, kam zu spät, um in den frühen Neunzehnzehnern einen völlig unbekannten jungen Hilfsarbeiter beobachtet zu haben. Selbst Polascheks Vorgänger Eduard Schleimer, 1914 der erste Pfarrer der damals gerade von

Rottenmann abgetrennten Pfarrgemeinde, scheidet als ursprünglicher Informant aus.

Von drei primären Phasen der Gerüchteverbreitung – Inkubation, Propagierung und Metastase – schreibt der französische Soziologe Edgar Morin in seinem Rumorologie-Klassiker „La rumeur d’Orleans“ (1969).

Das Selzthaler Hitler-Gerücht kam diesbezüglich nie über die zweite Phase hinaus, nach einer Inkubation, die aller Wahrscheinlichkeit vor der Pfarrer-Miazl anzusetzen ist, kam es lediglich noch zu einer äußerst kontrollierten Propagierung, die sich ausschließlich auf den lokalen katholischen Kontext beschränkte.

Im benachbarten Rottenmann, das kirchenrechtlich bis 1914 und damit auch zum fraglichen Zeitpunkt für Selzthal zuständig war, scheint dieses Gerücht nie bekannt geworden zu sein. Johann Geier, zwischen 1975 und 2008 Pfarrer von Rottenmann, weiß davon nichts, das gilt auch für den informellen Chronisten Friedrich Ploder oder für Margarethe Stockinger, Großmutter von Michael Ostrowski und historisch interessierte Witwe eines ehemaligen Rottenmanner Bürgermeisters.

Stockinger kann zwar über Erzählungen ihrer Eltern berichten, diese lebten gleichzeitig mit Hitler in Leonding bei Linz und schilderten oft, dass der junge Adolf regelmäßig verdroschen worden war. Von einem Hitleraufenthalt in Selzthal oder Rottenmann hat sie aber noch nie etwas gehört.

Selbst in Selzthal hielt sich die Verbreitung der Geschichte in sehr engen Grenzen: Nicht einmal dem langjährigen SPÖ-Bürgermeister Ernst Schmollngruber (geboren 1924, im Amt 1965-1989), er ist Protestant, war es bekannt.

Es dürfte sich also um ein Gerücht handeln, dass klassisch-katholisch behandelt worden war. Die vermeintliche Wahrheit war offensichtlich nicht

Hat Adolf Hitler die vier Wandbilder im Pfarrhof von Selzthal gemalt, in dem sich heute die Jungschar trifft? Josef Holzmüller, der Verwalter des Pfarrhofs, erzählt, der frühere Pfarrer habe nach dem Krieg Hitlers Initialen ausgekratzt

jedermann zumutbar. Walter Balatka schätzt, dass lediglich fünfzig, sechzig Personen aus dem Umfeld der katholischen Pfarrgemeinde vom vermeintlichen „Hitlerzimmer“ Kenntnis haben.

Erschwerend für die Verbreitung des Gerüchts kommt noch hinzu, dass man in Selzthal mit Bezugnahme auf Hitler die längste Zeit nur schwer hätte reüssieren können. Hitler war hier nach 1945 nie sonderlich populär, aber auch schon zuvor galt das Eisenbahnerdorf keinesfalls als Nazi-Hochburg.

Selbst in der jüngsten Ortschronik (2003) des jungen Historikers Martin Parth wird etwa der erwähnte 3. April 1938 nicht im Zeitgeschichtekapitel beschrieben, sondern lediglich als großer Einsatz der Selzthaler Gendarmerie abgehandelt. Der ortsansässige Parth wusste auch vom Gerücht, erwähnte es aber nicht.

Viele wollen sich nicht einmal an das Gerücht erinnern, nicht einmal die, die es einst selbst verbreitet haben. Zwei lange in Selzthal tätige und mittlerweile auswärts lebende Kreuzschwester wollen Details vergessen haben.

Selbst Johann Huber, der neue katholische Pfarrer von Rottenmann, der nach einer Pfarrzusammenlegung seit 2008 auch für Selzthal zuständig ist, verneinte die Frage, ob ihm das Gerücht zugetragen worden sei. Dabei war es ihm – so ein Gesprächspartner des *Falter* – explizit erzählt worden.

Aber was ist an der Sache tatsächlich dran? Nachdem die Kirche bereits um 1890 unweit des Bahnhofs errichtet worden war, begann man im Juli 1911 mit der Errichtung des Pfarrhofs. Der Bau wurde im Oktober 1912 vollendet. 1911 fällt somit für die direkt auf die Decke gemalten Darstellungen im Bischofszimmer flach, lediglich 1912 und die Jahre danach kommen in Frage. Die kleinformatischen Darstellungen im mehr als drei Meter hohen Raum zeigen die Rottenmanner Stadtpfarrkirche, die nahe Wallfahrtskirche in



Frauenberg, Schloss Röthelstein bei Admont und die Benediktinerabtei in Seckau.

Die Bilder selbst sind dabei von einem handwerklichen Standpunkt aus deutlich schlechter als das, was von Hitler aus jener Zeit überliefert wurde. Gerade die Darstellung der Rottenmanner Stadtpfarrkirche ist ein Indiz gegen seine Autorenschaft. Hitler hatte bekanntlich – so die Meinung in der Literatur – nicht nach der Natur gemalt, sondern praktisch ausschließlich Vorlagen reproduziert.

Für die Rottenmanner Darstellung kann es aber keine Vorlage gegeben haben, zudem ist die perspektivische Darstellung mancher Gebäude völlig falsch. Es wirkt eher so, als ob der Urheber eine halbfertige Skizze verwendet und diese dann mit unrichtigen Erinnerungen kombiniert habe.

Aber auch die Recherche im Selzthaler Pfarrarchiv, die mit der Unterstützung von Josef Holzmüller möglich war, liefert keine Indizien, die Richtung Hitler, Wien oder Oberösterreich weisen würden. Verantwortlich

für den Bau des Pfarrhofs war der Rottenmanner Stadtmaurermeister Alois Forabosco, der dafür 42.528 Kronen in Rechnung stellte.

Forabosco war italienischer Staatsbürger, aus der Rottenmanner Stadthistorie sind Proteste gegen ihn aus dem Jahr 1912 überliefert: Damals hatten deutschnationale Bürger dagegen demonstriert, dass der Italiener mit der Errichtung des neuen Rathauses beauftragt wurde.

Und zu guter Letzt meint auch die Historikerin Brigitte Hamann, die für ihr Standardwerk „Hitlers Wien“ (1996) jahrelang recherchierte, dass Hitler als Maler in Selzthal keinesfalls in Frage käme: Dieser sei – so Hamann auf Nachfrage – damals aus seinem Wiener Männerheim nicht hinausgekommen, für Zugfahrten nach Selzthal hätte er keine Kleidung gehabt.

Wie solche Gerüchte dann entstehen? Hamann: „Wenn da irgendein armseliger Mensch und Künstler daherkam, dann war das Jahrzehnte später ‚sicher‘ der Hitler.“ ✕



Die Vignetten im Bischofszimmer zeigen Schloss Röthelstein, die Wallfahrtskirche in Frauenberg, die Rottenmanner Stadtpfarrkirche und die Benediktinerabtei Seckau



Fremdsehen

Facts

Künstler sind für 14 Tage zu Gast in einer regionale-Gemeinde. Maryam Mohammadi zum Beispiel. Über Fotografie und Interviews will sie Kriegserfahrungen in Selzthal erforschen (s. Seite 38)

Röthelbrücke Am Ennstalboden kam es unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg zu entspannten Treffen zwischen russischen und amerikanischen Militärs. Der Weißrusse und spätere Schriftsteller Wassil Bykau war damals dabei (nicht im Bild)



Unbekannte Weltliteratur

Der wichtigste literarische Text über das Palten- und das Ennstal wurde von Wassil Bykau (1924-2003) verfasst. Nur weiß das hierzulande niemand

RECHERCHE: HERWIG G. HÖLLER



Wassil Bykau, geboren 1924 im weißrussischen Bytschki, erlebte die letzten Kriegstage als Rotarmist in der Obersteiermark. Den Schriftsteller, der später wiederholt für den Nobelpreis gehandelt wurde, sollte diese Zeit nie mehr loslassen

„G itler kaput“ – der Zweite Weltkrieg ist zu Ende. Doch dem Ich-Erzähler Dmitrij Borejko, einem weißrussischen Leutnant der Roten Armee, hat es die Feierlaune kräftig verdorben. In einem obersteirischen Städtchen wurde just am Tag des Sieges Ostarbeiterin Franja ermordet, mit ihr ein älteres Ehepaar, für das sie gearbeitet hatte. Alle drei werden am Ortsfriedhof begraben. Nachdem der junge Rotarmist das Grab zugeschauelt hat, heißt es Abschied nehmen: „Ich setzte meine Mütze auf und sah mich nach allen Seiten um. So tat ich es gewöhnlich im Krieg, wenn ich die Absicht hatte zurückzukehren – um mir den Weg besser einzuprägen. Hierher hätte ich zurückkehren müssen. Ich hatte die feste Absicht, es zu tun. Und: ich bin niemals zurückgekehrt.“

„Lieb’ mich, kleiner Soldat!“ nennt sich diese Erzählung von Wassil Bykau, die er im Jahr 1996 geschrieben hat, sie

spielt im Bezirk Liezen und autobiografische Querbezüge lassen sich nicht von der Hand weisen: Der Weißrusse Bykau, Jahrgang 1924, kämpfte in der Roten Armee, der Krieg ging für ihn in Rottenmann zu Ende, und am 11. Mai 1945 war er beim legendären Aufeinandertreffen von Russen und Amerikanern an der Röthelbrücke bei Liezen dabei. Die Enns war damals die Demarkationslinie zwischen der sowjetischen und der amerikanischen Besatzungszone.

Bykau sollte diese Zeit nie mehr loslassen. Mit einer Literatur, die sich zumeist mit existenziellen und moralischen Aspekten von Extremsituationen beschäftigt, avancierte er in der Sowjetunion zu einem der bekanntesten Chronisten des „Großen Vaterländischen Kriegs“ und zum wohl wichtigsten weißrussischen Schriftsteller seiner Zeit. Wiederholt war er auch als Kandidat für den Literaturnobelpreis

gehandelt worden. Trotz prominenter Fürsprecher wie dem polnischen Nobelpreisträger Czeslaw Milosz oder Tschechiens damaligem Präsidenten Václav Havel wurde aber nichts daraus.

In der Sowjetunion selbst war Bykau aufgrund seiner Darstellungen, die oftmals alles als andere als linientreu waren, wiederholt an einem Dissidentenschicksal à la Aleksandr Solschenizyn vorbeigeschrammt. Nach der Wende und im nunmehr unabhängigen Weißrussland blieb ihm das Schicksal des Exils hingegen nicht erspart. Seine letzten fünf Lebensjahre verbrachte Bykau im Ausland, zunächst in Frankreich und Deutschland, dann in Tschechien – als einer der prominentesten Kritiker des autoritär regierenden Präsidenten Aljaksandr Lukaschenka.

Um sich von einer Krebsoperation zu erholen, der er sich in Tschechien unterzogen hatte, kehrte Bykau todkrank nach Weißrussland zurück. Er

starb am 22. Juni 2003, just am 62. Jahrestag des Überfalls Nazideutschlands auf die Sowjetunion. Mehr als 50.000 Menschen kamen zum Begräbnis und machten es zur bis zu diesem Zeitpunkt mächtigsten Kundgebung gegen das Regime Lukaschenka.

Nach Österreich selbst ist Bykau zeit seines Lebens nie mehr zurückgekehrt, das bestätigt auch seine Witwe Irina in Minsk. Dabei war sein Werk wiederholt von Erlebnissen in den steirischen Alpen inspiriert worden. Etwa die „Alpenballade“ aus dem Jahr 1963: Diese auch in zahlreiche Fremdsprachen übersetzte und alsbald verfilmte Erzählung handelt von der Flucht der Italienerin Giulia und des weißrussischen Soldaten Iwan vor Nazischergen, einer kurzen Romanze in den Bergen und der heldenhaften Selbstopferung Iwans. Zwei Jahrzehnte nach Kriegsende schreibt Giulia einen Brief an Iwans Mutter – sie berichtet von jenen dramatischen Tagen, ihrer Rettung und ihrem nunmehr erwachsenen Sohn mit Iwan.

In den letzten Kriegstagen – so schreibt Bykau in seiner Autobiografie „Der lange Weg nach Hause“ (2003) – habe er in einem österreichischen Städtchen eine Giulia getroffen, die als Prototyp seiner Romanfigur diente: „In einer unwahrscheinlichen Mischung aus Deutsch, Russisch und Italienisch erzählte sie, dass sie einen russischen Gefangenen namens Iwan suche. Gemeinsam sei man aus dem Konzentrationslager geflohen, in den Bergen jedoch von der Polizei gefangen worden. Sie wusste nicht, was aus Iwan geworden sei, und hoffte ihn nun unter Rotarmisten zu finden. Ihre Hoffnung war aber vergeblich.“

Bykau nennt hier zwar keinen Ortsnamen. Der Verweis auf Militärindustrie, ein Barackenlager mit Zwangsarbeitern aus Ost und West sowie die Erwähnung der Hauptstraße, auf der sowjetische Wagenkolonnen gewartet haben, machen wahrscheinlich, dass es sich um Rottenmann handelt. An anderer Stelle nennt der Schriftsteller das Städtchen explizit und beschreibt etwa die Plünderung eines Lebensmittellagers der Wehrmacht. Bykau selbst verteilte hier auch Lebensmittel an lokale Bewohner.

Doch zurück zur Erzählung „Lieb’ mich, kleiner Soldat!“, einem zentralen und äußerst lyrischen Text des Bykau’schen Spätwerks, der bislang bloß im weißrussischen Original und in Bykaus eigener Übersetzung ins

Russische vorliegt. Dabei handelt es sich wohl um einen der wichtigsten literarischen Texte, der je über das Palten- und Ennstal geschrieben wurde.

Der Krieg geht auf sein Ende zu, Berlin ist gefallen, und – so erfahren wir vom Ich-Erzähler Borejko – der Frühling kommt in die österreichischen Alpen. Erstmals im Krieg hat er die Hoffnung, doch zu überleben, und Freude macht auch, dass ihm ein Fahrrad als Kriegstrophäe in die Hände gefallen ist. Doch noch ist der Krieg nicht vorüber. Einerseits gibt es noch immer vereinzelte Feuergefechte mit den Deutschen, andererseits gibt es Probleme mit eigenen Leuten.

„**Im Krieg soll man sich** vor Vorgesetzten wie vor Feinden in Acht nehmen“, denkt Borejko und beschreibt die ständige Bedrohung, die insbesondere von Vertretern der militärischen Gegenauflösung SMERSCH („Tod den Spionen“) ausgeht.

Der Vormarsch durch enge Alpentaler Richtung Enns geht langsam voran und am Rande eines Städtchens entdecken Borejkos Kollegen eine weißrussische Ostarbeiterin, ein junges Mädchen, das zur Zwangsarbeit in das Deutsche Reich verschleppt worden war. Borejko – auch er stammt aus Weißrussland – möchte unbedingt seine Landsfrau kennen lernen. Franja arbeitet in einer Villa bei einem älteren Ehepaar, die ganz und gar keine Nazis sind und die junge Weißrussin auch sehr gut behandeln.

„Üblicherweise brachen Ausländer, die wir aus Arbeitslagern befreit hatten, sofort nach Hause auf“, erklärt Borejko. Franja aber erwägt sogar, in Österreich zu bleiben. Die beiden erzählen sich ihre Lebensgeschichten, kommen einander näher und verlieben sich. Doch dann muss der Leutnant mit seiner Kompanie Richtung Liezen aufbrechen. Amerikaner und Russen feiern an der Röthelbrücke das Kriegsende.

Ein oder zwei Tage später kehrt Borejko in das Städtchen zurück. Doch er findet die Villa verwüstet vor: Das Ehepaar wurde erschossen, und auch Franja ist tot, sie liegt halbnackt, wohl vergewaltigt, am Boden. Borejko weiß nicht, wer die Täter sind. Dass es aber gerade sowjetische Soldaten waren, ist wahrscheinlich. Radebrechend verständigt er den katholischen Priester im Ort: „draj mord“. Anschließend assistiert er noch beim Begräbnis. Und verlässt am Ende das obersteirische Städtchen – für immer. ✕



An der Röthelbrücke über die Enns, die bis Sommer 1945 die Demarkationslinie zwischen sowjetischer und amerikanischer Besatzungszone bildete, trafen am 10. Mai 1945 erstmals Soldaten der US Army auf eine Panzerbrigade der Roten Armee (o.)

In Rottenmann, wo Wassil Bykau als Soldat Lebensmittel an die Bevölkerung verteilte, hat er vermutlich Giulia getroffen, eine junge Frau, die ihm als Prototyp für die gleichnamige Romanfigur in der „Alpenballade“ diente

In Bykaus Arbeitszimmer in Minsk hat seine Frau Irina seit dem Tod ihres Mannes im Jahr 2003 nichts angerührt (u.)



Vom Bild der Welt

Kunst, Kirche und Konkurrenz: Der Abt von Admont, Bruno Hubl, und der Künstler Werner Reiterer im Gespräch

MODERATION: THOMAS WOLKINGER

Das Benediktinerstift Admont ist ein außergewöhnlicher Ort. In jedem Winkel – in der spätbarocken Bibliothek, in der Stiftskirche, in den großzügigen Gartenanlagen – atmet das Stift, das seit mehr als 900 Jahren das spirituelle, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Region prägt, ja dominiert, Geschichte. Seit einigen Jahren atmet Admont darüber hinaus aber auch Zeitgenossenschaft: 1997 haben die Benediktiner mit dem Aufbau einer Sammlung österreichischer Gegenwartskunst begonnen, die vom Kunsthistoriker Michael Brauner kuratiert wird.

Mehr als 400 Werke von gut 150 Künstlern umfasst die Sammlung, die derzeit als „Best of“-Schau in den leichten Räumen des 2003 eröffneten Museums gezeigt werden. Eine eigens für Admont gefertigte große Fotoserie von Lois Renner ist da zu sehen, One Minute Sculptures von Erwin Wurm, der dafür zwei Mönche des Stifts in Szene setzte, oder eine Skulptur von Werner Reiterer, die – im Rahmen eines Sammlungsschwerpunktes von Kunst, die speziell für Blinde konzipiert wurde – zum sinnlichen Begreifen einlädt. Draußen, neben dem Kräutergarten, hat Johannes Deutsch einen „unsichtbaren Garten“ angelegt.

Das Alte und das Neue – es findet sich auch am Arbeitsplatz von Bruno Hubl, seit 1996 Abt von Admont: mit der Patina der Jahrhunderte überzogene Werke alter Meister, eine Madonnen-Skulptur von Siegfried Anzinger, in der Raummitte eine knallrote Designersitzgruppe. Hier hat der Künstler Werner Reiterer Platz genommen, er war schon wiederholt zu Gast im Stift. Nach dem Gespräch wird Reiterer die Vorbereitungsarbeiten für die regionale-Ausstellung „Play Admont“ fortsetzen, an der er beteiligt ist, Abt Bruno Hubl wird sich zum Mittagsgebet begeben.

Herr Abt, was verspricht sich das Stift Admont eigentlich von einer Beschäftigung mit zeitgenössischer Kunst?

Abt Bruno Hubl: Klöster waren immer schon Mäzene für Kunst oder Architektur. Unsere Idee in Admont war es, über die Beschäftigung mit Kunst auch mit zeitgenössischen Künstlern in Berührung zu kommen, von denen ich denke, dass sie so etwas wie Seismografen unserer heutigen Gesellschaft sind. Unser Auftrag ist an sich ein Verkündigungsauftrag, wir wollen die Botschaft des Evangeliums den Menschen nahebringen. Daher ist es wichtig, dass wir wissen, was die Menschen denken, was sie fühlen. Und das kommt in besonderer Weise durch die Gegenwartskunst zum Ausdruck.

Das können Künstler besser als Priester?

Hubl: Diese Bedürfnisse und Hoffnungen zu empfinden und künstlerisch darzustellen, sicher. Nicht jeder Priester ist auch ein Künstler. Andererseits ist uns wichtig, dass auch Künstler etwas davon mitbekommen, was uns als benediktinische Gemeinschaft wichtig ist, was wir wollen, warum wir so leben. Künstler sind ja auch Multiplikatoren. Ich habe in meinem Büro einmal jemanden zu Gast gehabt, der

gesagt hat, sein Weltbild, jedenfalls sein Bild von Kirche, habe sich durch diesen Kontakt völlig verändert.

Ist Ihnen das auch passiert, Herr Reiterer?

Werner Reiterer: Da muss ich zuerst ein wenig ausholen. Kunst, Religion, Philosophie, diesen drei Disziplinen, die eine Uraltbeziehung verbindet, geht es um das Entwickeln verschiedener Perspektiven darauf, wie man Welt „liest“, wie man Welt als Vorstellung transportieren kann, um die inhaltliche Unterfütterung des Lebens mit geistigem Inhalt. Die Kirche hat in dieser Beziehung früh erkannt, dass ein ganz wichtiger Katalysator, um eine Botschaft zu transportieren, das Abbild Christi in Form einer Skulptur oder eines Bildes sein kann. Die Kunst hatte anfangs also eine stark illustrative Funktion, wurde in gewisser Weise an die Leine genommen.

Erst mit der Aufklärung und den Versuchen, sich die Welt nicht mehr ausschließlich spirituell, sondern mithilfe der empirischen Naturwissenschaften zu erklären, entstand ein Wechsel der Perspektive, quasi eine Hinwendung zu einem diesseitigen Problembewusstsein. Diese Emanzipation der Kunst war auch von starken Konflikten begleitet. Was ich am Stift Admont sehr schätze, ist der Mut, einen Dialog einzugehen, die Kunst als gleichrangigen Partner zu akzeptieren und nicht neuerlich zu versuchen, mittels Gegenwartskunst den eigenen religiösen Background zu illustrieren.

Papst Paul VI. hat 1964 den in der Sixtinischen Kapelle versammelten Künstlern zugerufen: „Wir brauchen Euch“, Johannes Paul II. in einem „Brief an die Künstler“ 35 Jahre später nachgefragt: „Braucht die Kunst die Kirche?“

Reiterer: Persönlich würde ich mich nicht als Gläubigen bezeichnen, sondern als Agnostiker. Allerdings schon



mit dem Bewusstsein, dass ich mir diese Tür offen lasse. Aus einer irdischen Perspektive halte ich es für relativ unwahrscheinlich, dass es so etwas wie einen Gott gibt.

Auf der anderen Seite beeile ich mich zu sagen, dass man über das Überirdische keine definitiven Aussagen treffen kann. Und der Mensch, der erkennt, dass seine Zeit hier eine ablaufende ist, stellt natürlich automatisch die Frage nach dem Danach. Aus diesem Konflikt kommen wir nie heraus, dieses „Produkt Jenseitigkeit“ – Elias Canetti hat das in „Masse und Macht“ sehr schön beschrieben – ist eines ohne Ablaufdatum.

Und eines, das von vielen Weltreligionen verwaltet wird. Mir ist dabei wichtig, dass man all diese Perspektiven, mit denen man Welt erklärt, gleichrangig diskutieren kann. Schließlich ist die Kirche, jedenfalls im europäischen und nordamerikanischen Raum, ein wichtiger kultureller Regulator. Daher bin ich immer skeptisch, wenn jemand polemisch fordert, die Kirche einfach abzuschaffen.

Werner Reiterer, geboren 1964 im steirischen Leibnitz, Studium an der Akademie der bildenden Künste in Wien, fasst seine Zeichnungen seit 1996 in der offenen Serie „Gezeichnete Ausstellungen“, einer Art Ideenpool auch für seine installativen Arbeiten. Zuletzt Einzelausstellungen in Düsseldorf, Louisville, Wien, Graz, Basel und Paris. Werner Reiterer lebt in Wien



Bruno Hubl, geboren 1947 als Franz Hubl im oberösterreichischen Pettenbach, Besuch des Stiftsgymnasiums Admont, Theologiestudium an der Universität Salzburg, ist 1965 unter dem Ordensnamen Bruno in den Orden der Benediktiner eingetreten. 1996 wurde er von den Mönchen des Stifts erstmals zum Abt gewählt, unter seine Amtszeit fallen Ausbau und Renovierung des Gesamtensembles

Herr Abt, wie geht es Ihnen mit den Skeptikern?

Hubl: Ja, ja, die Zeit des Empirischen. Aber der Mensch hat auch das Bedürfnis, dahinter zu schauen auf das, was jenseits ist. Nur eines muss uns immer bewusst sein: Die ganze Wirklichkeit, die es – Sie würden sagen vermutlich – gibt, kann nicht unbedingt mit unseren Denkschemata eingefangen werden. Wir sind alle Suchende. Auch wir in der Kirche, wir suchen Gott. Und die Antworten, die der christliche Glaube findet, sind auch unter dem Aspekt zu sehen, dass wir, wenn wir von „Auferstehung“ oder „Jenseits“ sprechen, das mit menschlicher Sprache tun. Die Wirklichkeit ist dann doch größer. Und dieser Wirklichkeit vertraue ich mich einfach an, theologisch nennen wir das Glauben. Da gibt es vielleicht einen Unterschied: Sie sagen, ich bin offen, ich schaue noch, ich kann mich nicht anvertrauen.

Auch die Kunst versucht ja, das Alltägliche zu transzendieren. Gibt es so etwas wie eine Deutungskonkurrenz zwischen Kunst als „Kunstreligion“ und der Kirche?

Hubl: Kultur und damit auch Kunst haben mit Kultus, Verehrung, Anvertrauen zu tun, haben also eine religiöse Wurzel. Deswegen ist es verständlich, dass auch die christliche Religion sich auf Ebene der Kunst ausdrückt.

Reiterer: Man muss zwischen kulturellen Codes und den Codes der Gegenwartskunst unterscheiden. Die mittelalterliche Kunst verfügte über einen klar definierten Formenkanon, eine Ikonografie, die recht und schlecht von jedermann lesbar war. In der zeitgenössischen Kunst geht es aber darum, dass man ein Reglement neu in die Welt bringt, das noch keiner Kanonisierung unterworfen ist. Dadurch entsteht ein Konflikt mit bestehenden kulturellen Regeln. Früher gab es vielleicht ein paar Ausreißer – wenn man an Michelangelo denkt, der wildeste Streitgespräche mit dem Papst ausgetragen hat –, aber meistens wusste

die Kirche, was sie bekommen würde, wenn sie bei Künstlern etwas geordert hat. Das ist jetzt anders. Sich mit Gegenwartskunst einzulassen, erfordert seitens der Kirche viel mehr Courage.

Hat die Kunst nun religiöse Wurzeln, oder ist Religion kulturell begründet?

Reiterer: Der Mensch hat mit seinem Bewusstsein und der Einsicht, endlich zu sein, Gott erst in die Welt gebracht. Den Diskurs über Gott und Religion gibt es außerhalb unseres Bewusstseins nicht. Mit dem Auftreten von Kultur tritt automatisch auch die Religion auf die Weltbühne.

Hubl: Ja, mit dem Homo sapiens. Ich sage aber, dass das eben im Sinne der Schöpfung so ist. Das ist eine andere Position, als sie ein Agnostiker oder ein Atheist hat.

Wie weit kann der Dialog zwischen Kunst und Kirche gehen, wo hat er seine Grenzen?

Hubl: An sich braucht man den Dialog nicht zu fürchten, wenn man ihn in gegenseitiger Achtung führt. Als provozierend würde ich im Stift Kunst empfinden, die Menschen in besonderer Weise abstößt, wo die Gefahr bestünde, dass sie auch zentrale Werte ablehnt, also stark ins Blasphemische oder Pornografische ginge. Da hätte ich Vorbehalte, weil unser Haus den Auftrag hat, allen Menschen etwas zu vermitteln. Diese Vermittlung darf man nicht blockieren, deswegen kann hier nicht alles sein. Obwohl wir im Stift ohnehin sehr weit gegangen sind.

Hermann Nitsch findet sich nicht in der Sammlung. Aus inhaltlichen Gründen oder zu teuer?

Hubl: Bei einem Aktionskünstler, der stark provozieren kann, ist es auch inhaltlich begründet, das ist klar. Trotzdem ist es nicht so, dass Nitsch einen absoluten Gegensatz zur Kirche darstellen würde, es gibt kirchliche Einrichtungen, die Nitsch gezeigt haben.

Uns ist auch eine gewisse Beständigkeit wichtig. Wir können sowieso nicht alles machen, müssen uns daher auf eine gewisse Linie einigen. Für unsere Bibliothek können wir auch nicht alle Bücher kaufen, die auf der Welt produziert werden. Man muss einschränken. Und natürlich haben wir dabei unser eigenes Weltbild. Das sich über die Zeit freilich verändern kann.

Reiterer: Es ist vollkommen in Ordnung, wenn die Kirche erkennt, dass es eine Kunst gibt, die zu ihrer Weltanschauung affin ist, und eine, die sie eben nicht mittragen kann. Das muss jede Art von Kunst aushalten. Und das sage ich auch, wenn es um meine Arbeit geht: Ich bin nicht hier, um Sie von meiner Kunst zu überzeugen. Sehr wohl aber, um eine gewisse Toleranz einzufordern, die ein ganz wichtiger Parameter für unser Zusammenleben darstellt. Und zu Nitsch: Ohne selbst ein großer Nitsch-Fan zu sein, habe ich nie wirklich verstanden, warum die Kirche ein derart großes Problem mit ihm hat. Dieses Kultische und Vorreligiöse ist fast im klassischen Sinn religiöse Kunst.

Hubl: Da geht es ums Mysterium. Bei uns kommt aber dazu, dass es von unserer Gemeinschaft mitgetragen werden muss. Ich kann den Bogen nicht überspannen, sonst würde womöglich der Dialog zwischen Kunst und Kirche zerbrechen.

Haben Sie schon einmal ein für die Sammlung vorgeschlagenes Kunstwerk abgelehnt?

Hubl: Eigentlich nicht. Der Grazer Kunsthistoriker Michael Braunsteiner kuratiert die Sammlung, Pater Winfried ist um die Kontakte mit den Künstlern bemüht. Ich hatte immer das Gefühl, dass wir in unserer Auffassung ernst genommen werden. Und auch wir versuchen, die Welt der Kunst ernst zu nehmen. Nur wenn man auf Augenhöhe miteinander spricht, kann ein Dialog entstehen. ✕

ANZEIGE



Play Admont Facts

Spielerische Zugänge zur Kunst. Mit William Forsythe, Tim Etchells, Constanze Ruhm, Erwin Wurm oder Werner Reiterer, der auch ein Künstlerbuch gestaltet (s. Seite 38)

Sagenhaftes Gesäusel

GÜNTER BRUS

Ein Bergsteiger, der vom Hochtörl abstürzte, wurde in Johnsbach als Scheintoter begraben. Nachdem die Trauergäste den sogenannten Gottesacker verlassen hatten und sein Schädeltrauma zunehmend nachließ, kam er wieder zu Bewusstsein und war verwundert, dass es im Gesäusel eine derart finstere Nacht gab. Seinem Kletterinstinkt folgend, stieß seine rechte Hand auf ein Material, das auf Holz deuten ließ.

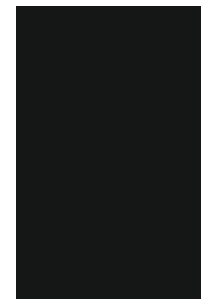
Gottlob hatte man ihn mit einer Grabbeigabe, nämlich mit einem Pickel, beerdigt. Er griff nach ihm und schlug die Holzdecke ein und feuchte Erde rieselte auf ihn herab. Und er drosch so lange auf das so entstandene Loch ein, bis die Erde ihn fast zur Gänze bedeckte, zugleich aber ein Lichtstrahl ihn belächelte.

Kurzum, er wühlte sich ins Freie und machte sogleich eine Besichtigungstour durch den Friedhof. Er studierte aufmerksam die Namen, die auf den Grabsteinen eingraviert waren, die da hießen: Sepp Gstatterbodner, Bartholomäus Hieflauer, Sebastian Hallermauer oder Rudolf Wenger. Hernach drehte er seinen Pickel um und verwendete ihn als Spazierstock, um hinabzuwandern an die Enns, die in ihrer Zwangsjacke stöhnte.

Am Gesäuselzugang angelangt, erblickte er Admont und erinnerte sich sogleich an seine Jugendzeit, da er aus dem Gymnasium stiften ging. Da Admont ihm vertraut erschien, lenkte er seine Schritte an Frauenberg vorbei, da ihm, der er etliche Stunden in einem Grab verbrachte, das Hinaufsteigen zu anstrengend war.

In Unterdorf angekommen, vermutete er, dass es auch ein Oberdorf geben müsse. Und tatsächlich, es gab eines namens Ardning. Menschenleer war die Gemeinde, durch die er sich bewegte, tief hinein in eine Talverengung. Ein Wetterleuchten ließ etwas Drohendes vermuten und tatsächlich, plötzlich stand er vor einem schwarzen Loch, aus dem Feuer- und rauchschnaubend ein Drache aus Stahl auf ihn zukam. Er duckte sich und wurde vom Sog des Ungeheuers erfasst und in einen eiskalten Fischteich geschleudert.

Mit einem Mal war die launische Ennstalsonne wieder aktiv und sie wärmte seine Kleider bis zum Trocknen. Den Wanderpickel hurtig schwingend, wanderte er weiter gen Pürgschachen. Der Abend löschte das Tageslicht und die Nacht brach ein. Schwefelgrüne Lichter versuchten ihn ins Moor zu locken, darüber graue Nebel wie Erbkönigsgeister schweiften. Die Stimmung war um etliche Grade unheim-



Zur Person
Günter Brus, geboren 1938 in Ardning, war in den Sechzigerjahren der Radikalste der Wiener Aktionisten, wandte sich später erneut der Zeichnung und – wie er es selbst nennt – der „Bild-Dichtung“ zu. Im November 2011 wird Brus im neuen Grazer Joanneumsviertel mit einem eigenen Museum, dem „Bruseum“, geehrt

Der Text entstand am Rande eines Workshops, den Günter Brus für Schüler in Liezen abhielt, die Zeichnung hat er eigens für das Magazin angefertigt

licher als in seinem Scheintodsarg. Er verlor die Orientierung in dieser gespensterhaften Dunkelheit. Da blendeten ihn zwei Scheinwerfer eines Traktors. Dieser machte Halt und ein runkelrübigen Älpler Gesicht, einen Pfeifenkopf in seiner Zahnücke festhaltend, fragte: „Wohin geht die Roas?“

Der Wanderer antwortete: „Egal wohin, nur nichts wie weg von hier.“ Der Traktorist nahm ihn mit bis ans Ende des Moores und setzte ihn dort ab. Unser Wanderer bettete sich in einem der Heustadel zur Ruhe, wobei er den nobelsten aussuchte, eine „Dreistern-Heuberge“, wie er zu sich sagte. Der Vollmond strahlte und warf ein silberblaues Licht auf die Enns, gebrochen von einer Eisenbahnbrücke.

Heu und Holz dufteten sich zusammen zu einer Geruchsharmonie und schläfernten den Wanderer ein. Als er vom Gemuh einer Kuhherde geweckt wurde, machte er sich sogleich wieder auf die Socken, wie man in Kreisen, die sich keine Schuhe leisten konnten, so sagte. Sein innerer Kompass lenkte ihn gen Westen, magnetisch angezogen von einem Gebirgsstock namens Grimming, der im tausendjährigen Reich durch Paula Groggy bekannt wurde. Instinktiv lenkte ihn sein Wanderpickel zur Sonnenseite des Ennstales hin, und er musste somit nach Liezen gelangen.

Urplötzlich war die direkte Gegenwart eingebrochen, und der einstmals Scheintote verlor sich in einem Labyrinth zwischen XXX-Lutz, Baumax, Euro- und Interspar. Eilenden Schrittes wollte er diesen internationalen Landluft- räubern entfliehen, doch der Hochtörl stoppte ihn und er entschloss sich zum Rückweg nach Liezen.

Sein Wanderstab begann wieder die Pickelform anzunehmen und er begann auf die hässlichen Verschandelungen des Ortsbildes einzudreschen. Aber bald war ihm diese Arbeit zu mühselig und er zog es vor, die Realität zugunsten der Gemütlichkeit zu akzeptieren. Alles ist einer Veränderung unterworfen, sogar das All ist einer Veränderung unterworfen. Warum also sollte Liezen für immer ein Dorf oder Marktflecken bleiben, wo die Steirerhüte auf Stelzen spazieren gehen.

Denkmalschutzwürdig war es nie, aber heute ist es als Zentrum des Handels und der Industrie von seiner Umgebung begnadet, die ihresgleichen sucht. Heute in unserer Zeit denke man sich ein Ennstal ohne Liezen aus: Es wäre die Mongolei Österreichs. ✕



„In Unterdorf vermutete er, dass es auch ein Oberdorf geben müsse“
Günter Brus: o.T., 2010

153 gegen den Trend

Wie die Johnsbacher verhindert haben, dass Volksschule, Greißler und Busse aus ihrem Dorf verschwinden

REPORTAGE: GERLINDE PÖLSLER



Es geht eine Art Schlucht die Enns entlang, Wald und Wipfel überall, dann noch in ein Seitental, manche sagen „Grab'n“. Bis man irgendwann ansteht: Straße aus

Kaum ist man die Einfahrt zur Volksschule eingebogen, fliegt die Tür auf, und drei Kinder stürmen heraus. Ein kleiner Blonder trottet hinterher und fragt: „Wieso bist du da?“ Aber die anderen übertönen ihn. „Uaaaahh“, schreien sie mit hochgerissenen Armen und gekrümmten Fingern: „Wir zerreißen dich!“ Oje, wieso denn? „Das ist wie bei einem Rudel“, sagt einer. „Wenn von außen jemand kommt, stürzen wir uns alle gemeinsam auf ihn.“

Wohlgemerkt: Mit „wir“ haben die Kinder nicht „wir Johnsbacher“ gemeint. Sie haben von der Wohngemeinschaft der Pro Juventute geredet, in der sie leben. Im Sommer 2007 wurde die Gruppe eigens hierhergeholt. Sonst wäre auch noch die Volksschule im Ort zugesperrt worden.

Leicht haben es die Johnsbacher wirklich nicht. Liezen, die nächste Stadt mit einer größeren Zahl an Arbeitsplätzen, ist gut dreißig Kilometer entfernt. Es vergeht kaum ein Jahr, in dem das Dorf nicht einmal eingeschneit wäre und es tagelang weder ein Rein- noch ein Entkommen gibt. Und den Personenzugverkehr im Gesäuse haben die ÖBB vorigen Herbst weitgehend eingestellt. Nur an Wochenenden macht der Zug „Stift Admont“ einmal die Runde vom Wiener Westbahnhof über das Gesäuse bis Schladming und wieder retour.

Ab Admont, dem letzten Ort vor Johnsbach, nehmen die Zeichen der Zivilisation rapid ab, und man kann nicht anders, als sich im Urlaub zu wähnen. Es geht eine Art Schlucht die Enns entlang, Wald und Wipfel überall, dann noch in ein Seitental, manche sagen „Grab'n“, bis man irgendwann ansteht: Straße aus. „Johnsbach ist kein Ort, an dem sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, das haben sie nämlich schon längst in Kaiserau oder Gstatteboden erledigt“, formulierte die Journalistin Ute Baumhackl einmal in der *Presse*.

Post und Züge weg, kein Geld mehr für den Schülerbus, Geschäft und Tankstelle zu – und dann hätte auch noch die Volksschule dran glauben müssen. Doch die Johnsbacher machten da nicht einfach mit. Immer wieder eisten sie Fördergelder los oder heuerten

Kooperationspartner an, um lebensnotwendige Infrastruktur in letzter Sekunde zu retten oder wiederzubeleben. Erst zuletzt hatten sie ein Gwirks mit den neuen Busfahrplänen: Diese und die Unterrichtszeiten der Schüler in Admont klappten teils weit auseinander. Die Gemeinde musste selbst Ersatzbusse organisieren. Im Vorjahr erhielt sie einen regionalen Innovationspreis – weil sie Probleme gemeistert hat, an denen viele andere Orte scheitern.

Probleme, die Teile der Obersteiermark seit Jahren prägen. Das Verschwinden ist schmerzlich präsent. Staubige Postamtsfenster überall. Die Zugverbindungen – einmal abgesehen vom Gesäuse – wurden zuletzt zwar auf einigen Strecken deutlich besser, zu anderen Orten aber braucht man nun viel länger, muss x-mal umsteigen und hat inzwischen Zeit festzustellen, dass auf manchen Bahnhöfen nicht einmal mehr die Klos offen sind. Auf Teufel komm raus wird gerechnet und gestrichen. „Ein Wunder, dass sie uns noch Luft herunterlassen“, bringt es ein Obersteirer auf den Punkt. So wenig Luft, wie man Johnsbach in den letzten Jahren zumuten wollte, wird nur wenig anderen Orten zugemutet.

Die Not stachelt offenbar zum Ärmelaukrepeln und Mittun an. Seit Jahren verblüfft die Gemeinde mit ihren Rekord-Wahlbeteiligungen. Obwohl man glauben könnte, Johnsbach sei von Brüssel noch weiter weg als Wien und Graz, hatte der Ort bei der EU-Wahl im Vorjahr mit 76 Prozent die höchste Wahlbeteiligung der ganzen Steiermark. Österreich kam im Schnitt nur auf 46 Prozent. Bei der Gemeinderatswahl blieben gar von 126 Wahlberechtigten nur vier zu Hause.

Das Johnsbacher Postamt war gleich bei der ersten Schließungswelle dabei. Auch darum hätten sie gekämpft. „Aber keine Chance. Das interessiert mich aber nicht mehr“, grummelt Bürgermeister Ludwig Wolf ob der einzigen Niederlage. Wolf ist der Dreh- und Angelpunkt der lebenserhaltenden Aktivitäten. Er ist nicht nur Bürgermeister, sondern auch Matheprofessor am Stiftsgymnasium in Admont, Grundbesitzer, Landwirt und betreibt mit seiner Frau den stattlichen Kölblwirt.

Sogar den Benzinpreis der örtlichen Tankstelle legt der Chef höchstselbst fest. Eine solche Machtkonzentration muss man mögen, aber Wolf erreicht eben auch etwas für den Ort. Bei der Gemeinderatswahl im März kassierte er ein fettes Plus und 76 Prozent der Stimmen für die ÖVP. Der Rest ging an eine Bürgerliste. Die SPÖ existiert hier nicht mehr.

Auch die Reanimation des Adeg-Geschäfts und der Tankstelle nahm Wolf in die Hand. Die früheren Greißler gingen in Pension, bis siebzig hatten sie ohnehin durchgehalten. Um die Nachfolge war kein Griss. Wolf rief den Regionalmanager an, ob der eine Idee habe. Nach ein paar Treffen ließen das AMS Liezen und die Wirtschaftskammer Förderungen springen, auch das Land sponsert die Erhaltung der Nahversorgung. Tatsächlich war auch eine Familie bereit, den Laden zu schupfen. Leben kann sie zwar nicht davon, und im Winter sperrt das Geschäft nur drei Mal die Woche je einen halben Tag auf, im Sommer aber gehen täglich die Rollos hoch, da kommen auch die Bergsteiger. Die erstehen hier Wurstsemmeln und Wanderkarten, auch sehr charmante Retro-Souvenirs gibt es schon wieder: Wo sonst bekommt man noch Almhüttendia-Sets?

Dank Einfallsreichtum und ein bisschen Herumfragen kehrte auch das Benzin in die vertrockneten Zapfsäulen zurück: „Da arbeiten wir mit den Landesforsten zusammen, die hatten ein ähnliches Problem“, erzählt der Bürgermeister. Auch deren Fahrer hatten ihre liebe Not damit, dass die nächsten Tankstellen dreißig Kilometer entfernt waren. Also tat man sich zusammen, baute um – und kann heute piekfein von früh bis spät tanken. Alles mit Chipkarte.

Dass aber vor bald drei Jahren auch noch das Volksschulort endgültig ins Schloss fallen sollte, tat besonders weh. Keine Erstkommunion mehr, keine Schulsitage, kein Hirtenspiel? Das fühlt sich schon sehr nach Sterben an. Damals wären aber nur mehr vier kleine Johnsbacher auf den niedrigen Sesseln gehockt. Eine Anfrage bei den Kinderdörfern, ob die nicht Nachwuchs schicken wollten, wurde ver-



Die Zukunft

Bevölkerungsentwicklung im Bezirk Liezen bis 2031:

2001	82.235
2011	79.910
2021	77.173
2031	74.740

Das bedeutet ein Minus von 9,1 Prozent für die Zeit von 2001 bis 2031

Quellen: Statistik Austria, ÖROK



Sprich mit ihm

Facts

In Johnsbach, Pürgg, Hinterwildalpen oder am Hauser Kaibling wird die Co-Produktion von Theater am Bahnhof und Robert Steijn (United Sorry) gezeigt (s. Seite 38)

neint. Dafür sprang Pro Juventute ein. Jetzt sitzen immerhin acht Schüler hinter der mit Abziehbildern von Wildkatzen und Füchsen beklebten Klassentür. Zumindest für die nächsten Jahre ist auch schon vorgesorgt: In die WG sind auch Kindergartenkinder eingezogen.

Wie geht es den Kindern, die zum Teil auch aus Wien kommen, hier? Ist Johnsbach für sie der komplette Kulturschock? „In Wien gefällt es mir besser, da hat man einkaufen können, und da hatten wir eine U-Bahn“, sagt ein schüchterner Achtjähriger. Ein Elfjähriger dagegen, der vorher schon in mehreren Städten war, findet es hier „cooler“. „Weil wir draußen spielen können, ohne dass Autos fahren und man sich Glasscherben eintrifft.“

Verwahrlosung, Gewalt, Überforderung der Eltern, deswegen sind die Kinder hier. „Für sie ist es der optimale Ort, um wieder Fuß zu fassen und sich sicher zu fühlen“, sagt Beate Mitterbäck, Vize-Leiterin der Wohngruppe. „Gerade weil es hier so klein und überschaubar ist und jeder jeden kennt, das ist wie ein Netz.“

Die Pädagogen hier sind alle Natur- und Bewegungsfreaks: Den Kindern werden nicht weniger als eine Tier- und eine Tanzpädagogin, eine Körpertherapeutin und ausnahmslos sportliche Betreuer geboten. „Einige Kinder haben vorher keine Kräutln und keine Blumen gekannt“, erzählt Mitterbäck. Jetzt pflegen alle zusammen einen Garten. Fragt man die Kinder, was sie gern tun, sagen sie: „Außigehn“, „Klettern haben wir gerade gelernt“. Und ein paar Mädchen schwärmen von dem Bauernhof, auf dem sie aushelfen und Pony reiten.

Volksschuldirektorin Helga Jandl hat sich hier herinnen auch gut eingelebt. Sie tritt aus der Kanzlei, aus der ein ausgestopftes Murmeltier starrt. Sie möchte bleiben, solange es die Schule gibt. „Ich bin mein eigener Herr, daher kann ich kaum ein schlechtes Schulklima haben.“

Die acht Kinder unterrichtet sie alle gemeinsam in einer Klasse. Das Klassenzimmer ist zugleich auch Werk- und Pausenraum sowie Turnsaal. Auf jeden Flügel der Tafel schreibt die Lehrerin für jede der vier Schulstufen, welche Übungen die Schützlinge zu erledigen haben.

Vorteil dieser Unterrichtsform: Die Kinder müssen sehr selbstständig arbeiten. Während Jandl mit den Tafelklasslern die ersten Buchstaben entziffert, müssen die anderen ihre Aufgaben alleine machen. Ein kleineres Kind geht



dann schon mal ein größeres etwas fragen. Außerdem, glaubt Jandl, kann sie sich jedem Kind intensiver zuwenden, zu Ostern versteckt sie für jedes einen Schokohasen. Auch als der Unterricht vorbei ist, schlüpft immer wieder ein Kind herein, schaut, was die Direktorin so treibt, und springt dann wieder einen Stock tiefer in die WG. Die logiert im selben Haus wie die Schule, die Gemeinde hat das Gebäude ruck, zuck ausbauen lassen.

Busse in Eigenregie, Tankstelle um- und Schule ausbauen – was heißt das alles eigentlich für die Gemeindefinanzen? „Naja, wir haben genauso unser Minus. In den letzten Jahren ist es sicher schlimmer geworden.“ Aber so gehe es ja auch anderen Gemeinden, ist Wolf zu diesem Thema nicht übertrieben gesprächig. Er rechnet vor: Allein die Pro-Juventute-WG habe fünf Arbeitsplätze und neun neue Bewohner gebracht. „Das sind mehr als fünf Prozent“ und bedeutet mehr Geld für den Gemeindetopf – so viel, dass man sich damit Gebührenerhöhungen in nächster Zeit ersparen könne. Und die Gemeinde lässt eben kaum Fördertöpfe ungenutzt.

Johnsbach ist ja keineswegs nur benachteiligt. Seit Jahrhunderten ist das Dorf Ausgangspunkt für anspruchsvolle Touren. Wie anspruchsvoll, ist am Bergsteigerfriedhof zu besichtigen: Das 1810 eröffnete Buch mit am Berg Umgekommenen umfasst inzwischen nicht weniger als 160 Tote. Einer ist seit 2003 vermisst, irgendwo da oben liegt

also eine Leiche. Inzwischen ist Johnsbach auch Teil des Nationalparks Gesäuse, was dem Tourismus zusätzlich hilft – wenn sich auch nicht alle Einheimischen dafür begeistern.

„Da sehen’S, das sind so Natursteige“, deutet der Fahrer des Anrufbusses auf der Fahrt die Enns entlang beim Fenster raus. „Da kommen Leute von weit her, damit sie diese Tropfsteine in der Höhle sehen“, sagt er. „Ist halt für den, den so was interessiert. Mir ist’s ja wurscht.“

Der Anrufbus zwischen Admont und Johnsbach fährt theoretisch zu bestimmten Zeiten, praktisch aber nur, wenn man vorher anruft – auch ihn gibt es nur mehr, weil Johnsbach darum kämpfte. Ihn anzurufen empfiehlt sich unbedingt: Der Fahrer kennt jeden Quadratmeter und alle hier und weiß anschaulich zu formulieren: Eine SPÖ-Politikerin beschreibt er als „so rot als wie ein glühend’s Eisen“.

Seit dem Vorjahr ist Johnsbach auch noch Mitglied der „Bergsteigerdörfer“, zu denen nur erlesene siebzehn Gemeinden in ganz Österreich zählen – mit für Alpinisten so klingenden Namen wie Kals am Großglockner, dem Lesachtal oder Reichenau an der Rax. Aufgenommen werden nur kleine, strukturschwache Dörfer, die aber Tradition haben und nachhaltigen Alpentourismus bieten. Die Mitglieder erhalten kostenlose Unterstützung bei Marketing und Buchungen, aber auch die neue Trasse zur Haindlkarhütte sponserte die Organisation mit. So läp-

pern sich in den drei Gasthäusern und drei Schutzhütten übers Jahr 20.000 Übernachtungen zusammen.

Beim Kölblwirt selbst treffen sich unter der Ägide der Musikvermittler und „Citoller Tanzzeiger“ Ingeborg und Hermann Härtel jedes Jahr Musikanten und Sänger zu „Tanzmusik auf Streich und Blas, Gesang und heftigen Tanz“. Zu den Jodelkursen reisten gleich beim ersten Mal hundert Leute an.

So tapfer die Johnsbacher sich gegen die Verödung ihres Orts wehren – ob sie das zentrale Problem, die Schrumpfung der Bevölkerung, aufhalten können? Wo man doch jetzt schon die Kinder an zwei Händen abzählen kann?

Der Taxibusfahrer aus Admont antwortet mit einer wegwerfenden Geste. „Die Jungen bleiben ja nicht.“ Beim Vorbeifahren deutet er auf ein Haus: „Die Frau da drin wird bald sterben.“ Beim nächsten: „Ob die noch lang bleiben, ist die Frage. Gibt ja keine Arbeit.“

Auch die Kinder aus der WG sehen ihre Zukunft weniger in Johnsbach. „Ich freu’ mich nicht drauf, wenn ich ein Jugendlicher bin“, sagt einer: „Wo soll ich denn dann bitte bis zehn Uhr wegbleiben?“ Auch eine Elfjährige braucht darüber, ob sie mal hierbleiben will, nicht nachdenken: „Nein.“ Wieso nicht? „Keine Ahnung.“ Einfach nein.

Der Bürgermeister will von so etwas nichts hören. „Wir hoffen, dass die Einwohnerzahl gleich bleibt“, sagt er. Es blieben durchaus junge Leute hier, weil der Zusammenhalt und die kulturellen Betätigungsmöglichkeiten hier ganz besonders seien. In der Gemeindezeitung wird auch wirklich nicht nur zum Siebzigsten und Achtzigsten gratuliert, was recht häufig vorkommt, sondern auch einmal zur Hochzeit oder einem Baby.

Vielleicht können ja die Statistiker weiterhelfen. Die haben für jede einzelne Gemeinde anhand der Altersstruktur und bisherigen Trends genau ausgerechnet, wie viele Einwohner sie in zwanzig Jahren haben wird und wie alt diese dann sein werden.

Für Johnsbach steht da: Es wird nicht mehr auf der Liste der Gemeinden mit dem höchsten Anteil an Alten sein. Gibt es jetzt gezählte neunzehn Kinder unter vierzehn, werden es dann sechzehn sein. In Summe wird es laut Prognose im Jahr 2031 noch 147 Johnsbacher geben. Na, bitte! Noch ein Klimawandelprojekt und einer, der einheiratet, und schon schnell die Zahl womöglich auf 150. Geht doch. ✕



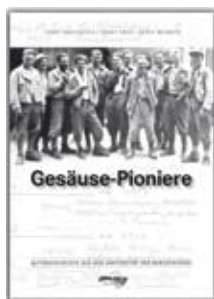
Dass vor bald drei Jahren auch noch das Volksschulort endgültig ins Schloss fallen sollte, tat den Johnsbacher Bürgern besonders weh. Keine Erstkommunion mehr, keine Schulsitage, kein Hirtenspiel? Dann hat einer eine gute Idee gehabt

Im Höllentempo himmelwärts

Christian Stangl nennt sich selbst Skyrunner.

Die höchsten Gipfel bezwingt der Ausnahme-Alpinist in Rekordzeiten

PORTRÄT: TIZ SCHAFER



Zum Weiterlesen

Josef Hasitschka, Ernst Kren, Adolf Mokrejs: „Gesäuse-Pioniere“, Schall-Verlag (2008), 384 S., € 29,80



Stick Climbing

Facts

Daniel Zimmermann und Wolfgang Haas wollen viel: Eine Installation soll in der Grundlseeer Gössler Wand entstehen, ein Film. Und mitmachen sollen auch alle. Steil! (s. Seite 38)

Sportarbeit

Facts

Was Landwirtschaft mit Fitness zu tun hat? Der Künstler Johannes Deutsch sucht nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner (s. Seite 38)

Mit einer Krawatte wird man mich nicht sehen, ich bin ja keiner, der Aktien verkaufen will“, sagt Christian Stangl. Deshalb begegnet man ihm meist in Sportkleidung. Und nicht selten auf dem Weg zu einem Gipfel. Feilzubieten hat Stangl seine Rekorde, davon hält er einige. Und um einen Achttausender zu bezwingen, benötigt der 43-Jährige weder kiloweise Ausrüstung noch Bergsteigerkollegen, Sherpas, Zwischenlager oder künstlichen Sauerstoff. Sicher, im sogenannten Alpinstil, also ohne diese Hilfsmittel, haben schon andere ein Gipfelkreuz gesehen. Allerdings nicht in einem derartigen Tempo. Vor zwei Jahren etwa, da war Christian Stangl innerhalb von einem Tag auf den Gipfeln von vier Sechstausendern. Das ist Skyrunning.

Stangls Vorfahren waren Bauern und Holzfäller, seit seinem 14. Lebensjahr ist er in den Bergen daheim. Selbst wenn er die ganze Welt bereist und die höchsten Berge bestiegen hat, sein Basislager war und ist die Region rund ums Gesäuse. Dessen Gipfel haben Ende des 19. Jahrhunderts schon die Pioniere des Alpinismus aus Wien und Graz angezogen.

Stangl ist an der Ostseite des Gesäuses aufgewachsen, in Landl, seit einigen Jahren wohnt er in Hall bei Admont. 2002 hat er seinen Job als Elektrotechniker aufgegeben und macht seitdem das, was er am besten kann: nur mit einer Hüfttasche, Wasser und Kohlehydraten ausgerüstet, so schnell auf Berge zu gehen, laufen und klettern, wie das sonst kaum einer kann. Er dürfte ein zäher Hund sein.

Natürlich, konsequentes Training ist schon nötig. Rad fahren, laufen oder im Gesäuse herumklettern. Das macht Stangl so gut wie jeden Tag, wenn er nicht für eine Besteigung im Ausland ist. Und weil er damit manchmal un-

terfordert ist, schleift er schon mal einen großen Traktorreifen hintennach, die „Bestie“, wie er ihn nennt. Ist halt ein Trainingsanreiz, der erhöhte Widerstand. Überhaupt scheint Christian Stangl auch ein medizinisches Phänomen zu sein. Dass er viele Höhenmeter in kurzer Zeit überwinden kann, liegt daran, dass er die sogenannte Akklimatisation nicht braucht. Während andere sich noch langsam an die veränderten Sauerstoffbedingungen gewöhnen, ist Stangl schon am Gipfel.

Sagen Sie bitte nicht „Extrembergsteiger“ zu Stangl. „Extrembergsteigen ist ein Begriff der Boulevardpresse. Und überhaupt gilt ja eh jeder als Extrembergsteiger, der einen Achttausender bezwingt.“ Extreme lassen sich zwar gut vermarkten, diesbezüglich ist er wenig ambitioniert. „Das Bergsteigen ist so sinnlos wie die gesamte Menschheit. Da kann ich jetzt nicht hingehen und sagen, schaut's, was ich tu“, ist so super.“ Könnte er aber. Auf dem 6965 Meter hohen argentinischen Aconcagua, dem höchsten Berg Südamerikas, war er in etwas mehr als vier Stunden. Mit Laufschuhen. Und die sogenannten „Seven Summits“, die sieben höchsten Kontinentalerhebungen, bewältigte er in einer gesamten Aufstiegszeit von rund 59 Stunden.

Warum schafft Stangl etwas, das sonst kaum einer schafft? Die einfachste Antwort wäre, er tut es einfach. Sicher, er ist schon ein Ausnahmexemplar, und um sich in dieser Geschwindigkeit raufzubeißen, da benötigt man Ausdauer, Mut, einen eisernen Willen und anscheinend eine originelle Vorstellungskraft („Wenn ich so durch den Schnee gehe, denke ich mir, ich bin ein russischer Atomeisbrecher“). Vielleicht will sich aber auch niemand so quälen wie er, mit Träger und Zwischenlager ist es einfach bequemer, den Achttausen-

der hat man auch so auf seinem Konto. Das ist für Stangl Schnee von gestern, er weiß aber, dass sich gewisse Mythen des Alpinismus hartnäckig halten. „Für den Mount Everest reichen Steigeisen. Viele meinen, dass man senkrechte Wände hochklettern muss. Da sind Spielfilme wie „K2“ schuld, weil die zeigen so einen Blödsinn, dass man sich nur ärgern muss.“ Und in den letzten fünfzig Jahren hat sich viel verändert. „Die Leute glauben, um auf einen Achttausender zu kommen, muss man eine Expedition machen, weil man seit dreißig Jahren die Reinhold-Messner-Geschichten sieht. Das macht doch heutzutage keiner mehr.“

Stangl hat eine einfache Sicht auf die Dinge: Mehr Berge als die bestehenden werden nicht mehr auftauchen, und die, die es gibt, werden nicht mehr wachsen. Was also kann man neu, anders und besser machen? Vor allem eben die Geschwindigkeit erhöhen. „Alle vierzehn Achttausender zu besteigen, das hat Messner 1986 vollendet. Noch heute versuchen viele, dieses Ziel zu kopieren, aber ich will kein Reserve-Messner sein.“

Damals waren auch die Wege zum Gipfel noch nicht bekannt, man musste sich mühsam vorantasten, heute ist alles kartografiert. Und gewisse Dinge sind einfach auszuprobieren, so wird man ein Pionier. „Ich habe mich gefragt, wie viele Sechstausender sind in einer Woche zu machen? Zehn sind sich ausgegangen. Wer hat das vorher gewusst?“

Niemand. Dass Stangl ein Skyrunner geworden ist, war auch Zufall. 2001 bestieg er den 8201 Meter hohen Cho Oyu im Himalaya alleine, im Alpinstil und auf einer neuen Route. „Da hab ich mir gedacht, schau, so einfach geht das. Dann habe ich angefangen zu experimentieren.“ Dass das auch immer mit

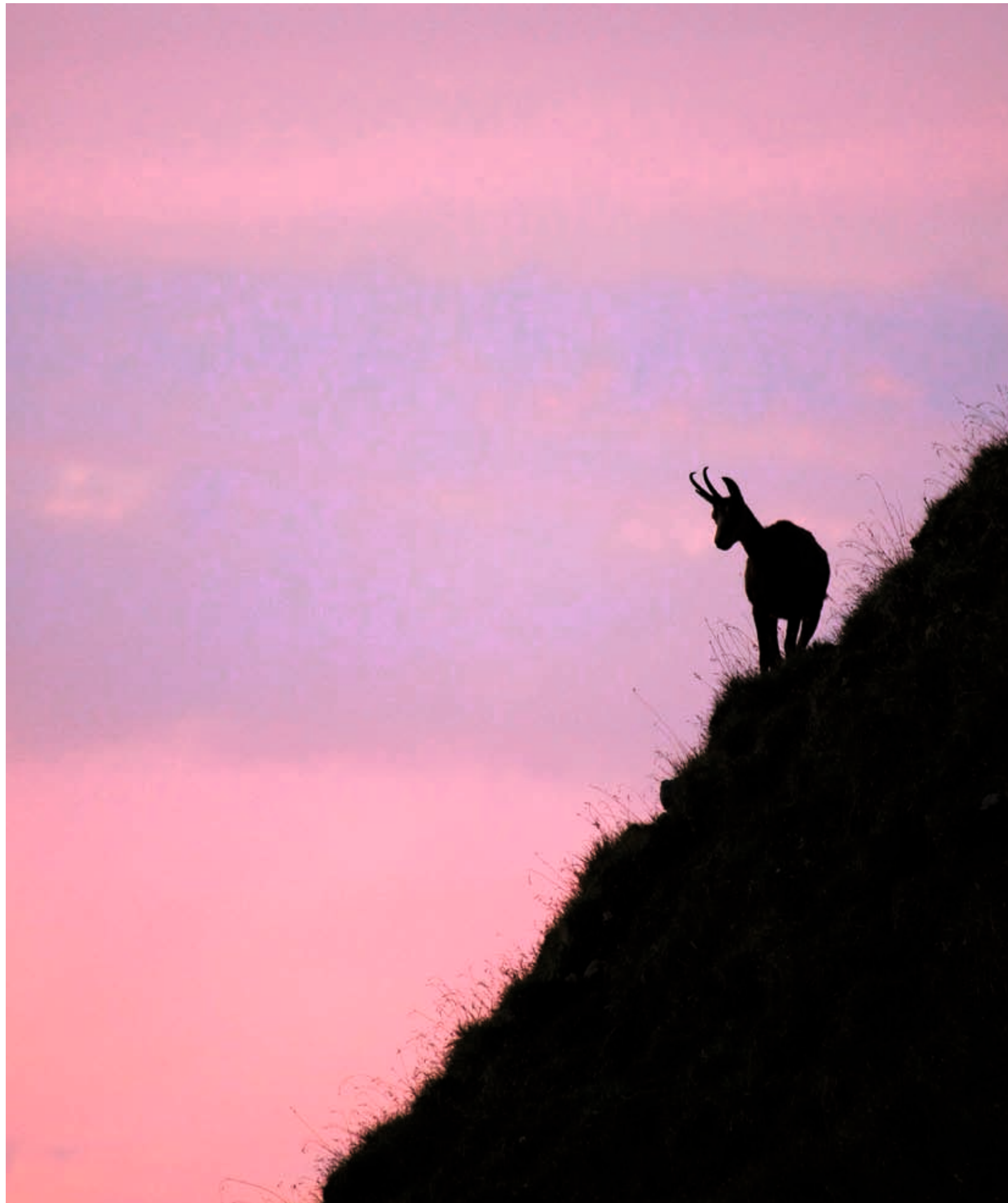
einem Risiko verbunden ist, ist laut Stangl unvermeidbar. Wirklich in Lebensgefahr war er allerdings nur einmal, noch vor seiner Zeit als Skyrunner.

„Bei der Besteigung des Ogre in Pakistan 1991 habe ich neun Tage auf Hilfe gewartet. Es hat mich zugeschneit, teilweise war ich schon auf der anderen Seite. ‚Octopus's Garden‘ von den Beatles war dauernd in meinem Kopf. Dann hab ich den Manitu, unseren Gott und alle anderen verflucht. Ich habe geschrien, geschrien, geschrien. Dass ich mit 24 noch nicht sterben kann, das hab' ich dem Allah reingesagt, so laut, dass es im ganzen Tal zu hören war. Irgendwann habe ich angefangen zu lachen und mir gedacht, warum lachst du jetzt, du gehst ja gerade ein.“

Dieses Jahr wird Stangl ein Großprojekt vollenden. Um alle sieben höchsten und zweithöchsten Kontinentalgipfel im Skyrunner-Stil abhaken zu können, fehlen ihm noch der K2 (Pakistan/China), der Mt. Logan (Kanada) und der Mt. Tyree (Antarktis). Die sind heuer dran.

Übrigens bedarf es keines ausgeklügelten Speiseplans, um Leistungen wie Stangl zu erbringen. „Ach, das ist jetzt nicht so wild, von der Ernährung her.“ Gut, Fleisch isst er nicht so viel, das macht ein bisschen träge, aber Fett ist ganz wichtig. „Nach dem Training kommst du nach Hause und bist ausgebrannt. Da tu ich mir absichtlich ganz viel Butter aufs Brot. So dick“, sagt er und zeigt vor wie viel. Zwischen seinem Daumen und dem Zeigefinger haben locker zwei Zentimeter Platz. X





Auf pures, sanftes Naturerleben und Wildromantik setzen das „Gseis“ und der dortige Nationalpark in ihrer Tourismusstrategie, auf Snow & Fun schwört die Urlaubsregion Schladming-Dachstein, die 2013 auch Austragungsort der alpinen Ski-WM sein wird. Was hält länger nach?

Hauptsache bergauf

Der steirische WM-Austragungsort Schladming und die Alpenregion Gesäuse kämpfen um mehr Nächtigungen. Mit unterschiedlichen Mitteln und Chancen

REPORTAGE: MARIA MOTTER, DONJA NOORMOFIDI

In der größten Après-Ski-Hütte Europas, der Tenne, geht es schon um vier Uhr nachmittags hoch her. Ein angeheiterter junger Mann reckt sich an der Tanzstange und prostet einem Freund quer durch das Lokal zu. Untermalt wird die Szene von Hüttenmusik à la „Anton aus Tirol“. Von der angrenzenden Skipiste strömen unentwegt noch mehr durstige Skifahrer herein. Um 15 Uhr beginnt in der Tenne täglich die Après-Ski-Party.

An einem guten Skitag befördern die Planai-Hochwurzen-Bahnen in Schladming bis zu 15.000 Gäste, über die ganze Saison gerechnet sind es eine Million, erklärt Ernst Trummer, Geschäftsführer der Planai-Hochwurzen-Bahnen: „Damit liegen wir nur ein bisschen hinter dem Flughafen Wien Schwechat.“ Dank der Alpinen Ski-WM 2013, die in Schladming stattfinden wird, sollen es noch mehr Gäste werden.

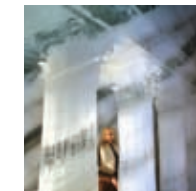
Etwa 62 Kilometer Luftlinie von Schladming entfernt liegt der Nationalpark Gesäuse. Einer der Höhepunkte für Touristen ist dort die Auerhahnbalz – eine sehr exklusive Veranstaltung. Jeweils zwei Personen begleiten den Jäger auf eine Hütte, um dann am nächsten Tag zwischen zwei und drei Uhr früh mit ihm auf die Pirsch zu gehen. Heuer gibt es dafür nur drei Termine, das heißt insgesamt sechs Personen können die Auerhahnbalz erleben, die Termine für 2011 sind schon ausgebucht.

Das „Gseis“, wie es die Einheimischen nennen, ist eine Welt aus steil abfallenden Felswänden und dichten Wäldern. Das Dröhnen und Brausen der Enns durch die Schluchten hat dieser wilden Landschaft ihren Namen gegeben. „Das Problem, dass zu viele

Touristen kommen, wird der Nationalpark schon wegen der schroffen Natur nie haben“, sagt der Geschäftsführer des Parks, Werner Franek.

Die Region Liezen ist die bedeutendste steirische Tourismusregion, sie verzeichnet mehr als ein Drittel aller Nächtigungen der Steiermark. 16 Prozent fallen allein auf die Gemeinden Ramsau, Rohrmoos und Schladming. Der Tourismusverband Schladming-Rohrmoos verzeichnet pro Jahr knapp eine Million Nächtigungen, in der gesamten Urlaubsregion Schladming-Dachstein sind es 2,2 Millionen. Da kann die Alpenregion Gesäuse mit gerade einmal 135.000 Nächtigungen nicht mithalten. Die beiden Regionen könnten unterschiedlicher nicht sein: Erstere lebt vom Skitourismus und konzentriert sich auf die breite Mittelschicht. Die Region um den Nationalpark Gesäuse versucht mit Kultur und Natur zu punkten. In der Gegend gibt es mit dem Schloss Röthelstein nur einen größeren Beherbergungsbetrieb, und viele der Besucher sind nicht eben zahlungskräftige Schülergruppen. Der Nationalpark ist ein Gegenpol zur hoch erschlossenen Region, doch beide haben dasselbe Ziel: mehr Nächtigungen. Dafür gibt es unterschiedliche Strategien und Chancen.

Schladming sieht seine Chance mit der Ski-Weltmeisterschaft 2013 gekommen, zu der an die 300.000 Besucher erwartet werden. Auf den Wunschlisten standen zu Beginn Investitionen von bis zu 700 Millionen Euro. Tatsächlich sollen nun 200 Millionen Euro vor allem vom Land und auch vom Bund in die Region fließen, damit werden etwa ein neues Skistadion, ein Medienzentrum, eine „Athletic Area“ oder eine



Touristische Verirrungen

Manchmal meinen es die Touristiker besonders gut. Vier Beispiele

Der Eispalast

Der frühere Dachstein-Liftwart Hans Böhmer hat für den Eispalast am Dachstein Joseph Haydn und die Simpsons geschnitzt. Wie passt denn das zusammen? Gar nicht, aber Haydn ist ohnehin schon geschmolzen

neue Stadteinfahrt gebaut. Zusätzlich werden, so heißt es aus dem Büro der Verkehrslandesrätin, rund 90 Millionen in den Ausbau der Schiene und in den Bahnhof Schladming gesteckt. Kurt Pfleger, Obmann des Tourismusverbandes Schladming-Rohrmoos, rechnet die privaten Investitionen in den vergangenen und kommenden Jahren dazu und kommt auf 600 Millionen Euro, die wegen der Weltmeisterschaft in die Region fließen. Vor allem in Schladming sollen mehr Betten und ein zweites Viersternhotel entstehen. Bis 2015 erwartet sich Pfleger durch den Werbeeffect der WM für Schladming-Rohrmoos eine Steigerung der Nächtigungen auf bis zu 1,4 Millionen.

„Der Werbeeffect ist in der Schnelllebigkeit der heutigen Events allerdings oft nur kurzfristig“, warnt der Tourismusexperte Herbert Baumhackl von der Universität Wien. Aus Analysen vergleichbarer Großveranstaltungen weiß man, dass Touristen den Ort während der Bewerbe meiden, weil sie Preiswucher oder den Rummel fürchten, in den Jahren danach sind die Gästezahlen meist leicht rückläufig.

Dieser Gefahr ist man sich in Schladming bewusst. „Nachhaltigkeit“ ist ein Wort, das derzeit jeder im Mund führt, sogar der Serviceleiter der Tenne. Fast scheint es, als gebe es eine allgemeine Sprachregelung. „Auf unseren Festplatten muss eingebrannt sein, dass die wirkliche WM erst mit dem Schlussspiß der WM 2013 beginnt“, erklärt Ernst Trummer von den Planai-Bahnen. Bei der letzten Ski-WM in Schladming im Jahr 1982 sei es hinterher geraume Zeit bergab gegangen, weil der Schwerpunkt auf den Sportveranstaltungen und nicht auf der Nachhaltigkeit ge-



Das gallische Skidorf
Ohne Asterix und Obelix muss das gallische Skidorf in Galsterberg auskommen, dafür gibt es im „Galstiland“ Galsterixe und Bottelixe aus Holz, die zu den Besuchern sprechen, während diese auf Skiern durch Holzhütten fahren. Erwachsene sollten sich vorher den einen oder anderen Zaubertrank genehmigen



Planai-Beach
Südsee-Stimmung soll der Planai-Beach auf 1800 Metern Seehöhe verbreiten – mit Strandkörben, Fototapeten und Reggae. Den Sand, der zunächst aufgeschüttet wurde, überdeckte bald der Schnee. Oje

Alle Bilder (mit Ausnahme der Kröll-Statue): Dachstein Gletscherbahn, Planai-Hochwurzen-Bahnen



legen sei. Damit das diesmal nicht geschieht, haben Tourismusverband, Planaibahnen und Gemeinde eine eigene „Schladming 2030 GmbH“ gegründet, die sich um die Nachnutzung kümmern soll.

Nachhaltig soll die WM auch in Bezug auf die Umwelt sein, CO₂-neutral lautet das Schlagwort. So sollen etwa Busse im Shuttleverkehr elektrisch oder mit Biodiesel angetrieben werden, eine Gondelverbindung zwischen Schladming und Rohrmoos wird sich bis zur WM nicht mehr ausgehen, meint Bürgermeister Jürgen Winter. Er hat mit dem Schlagwort CO₂-neutral keine Freude. „Das ist bei so vielen Gästen nicht realistisch, wir wollen die Natur aber möglichst wenig belasten.“

Das Ziel von Gemeinde, Tourismusverband und Planaibahnen: Schladming zu Österreichs führender Ganzjahresdestination zu machen, vor allem im Sommer gibt es noch Potenzial. Eine stärkere Konzentration auf den Sommer könnte auch notwendig werden, da Klimaexperten eine mittelfristige Erwärmung von bis zu 2° C voraussagen. Tourismuschef Pflieger winkt aber ab. Eine Klimastudie besage, dass Schladming in den nächsten Jahren keine Probleme bekommen werde. Und sobald das Wetter eine Woche lang kalt sei, könne man neunzig Prozent der Pisten künstlich beschneien. In zwanzig Jahren gebe es vielleicht größere Chancen im Sommer, weil die südlichen Länder dann zu heiß werden.

Einst, in den Fünfzigerjahren, wäre noch kaum einer auf die Idee gekommen, im Sommer nach Schladming zu fahren. „Damals war das Gesäuse eine touristische Hochburg, Admont und Öblarn waren touristische Zentren“, erklärt Steiermark-Tourismuschef Georg Bliem. Den direkten Vergleich hat Thomas Drechsler. Früher war er Geschäftsführer des Tourismusverbands Schladming-Rohrmoos, im vergangenen Jahr hat er ins Gesäuse gewechselt. „Das macht mehr Spaß, weil ich eine Aufgabe sehe, Schladming ist mittlerweile ein Selbstläufer.“

Vor 35 Jahren, meint Drechsler, verzeichnete man im Gesäuse noch bis zu 300.000 Nächtigungen, vor allem von Sommerfrischlern. Sie kamen in Scharen aus Wien, und im Bezirk mussten Familienmitglieder ihre Zimmer für die Gäste räumen. Doch dann habe das Gesäuse im Unterschied zu Schladming die Umstellung von Sommer- auf Wintertourismus versäumt. Die Leute in der Region hätten gedacht: „Gäste, die sich bis zu vier Wochen lang hier aufhalten, das wird immer so bleiben. Der liebe Gott hat uns das Paradies entdeckt.“

Dieses Paradies will Werner Franek erhalten. Als Direktor des Nationalparks Gesäuse hat er von Gesetzes wegen die Aufgabe, die Natur zu bewahren. Tourismus hat da nur in Grenzen Platz. Seine naturalistische Auffassung von Natur hat Franek schon viel Kritik ein-

gebracht. Einer, dem im Nationalpark zu wenig passiert, ist der Wirtschaftsdirektor des Benediktinerstiftes Admont, Helmuth Neuner: „Mit dem Nationalpark wurde uns ein touristisches Leitprojekt für die Region versprochen, aber der Nationalpark tut zu wenig für die Regionalentwicklung.“

Von der Eröffnung des jüngsten Nationalparks Österreichs mit einer Fläche von rund 12.500 Hektar haben sich die Einheimischen einen Aufschwung erhofft. Allerdings ist so manche Versprechung nicht mit den gesetzlichen Vorgaben an einen Nationalpark in Einklang zu bringen, argumentiert Franek: „Wenn Leute sehen, wie das Holz verfault und die Jagden nicht verpachtet werden, denken sie, man interessiere sich nicht für den Tourismus.“ Doch das sei ein Trugschluss.

Per Gesetz dürfen nur bis zu 25 Prozent des geschützten Gebiets wirtschaftlich genutzt werden. Einzig der Kärntner Nationalpark Hohe Tauern hat in Österreich einen Sonderauftrag und zusätzliche Budgetmittel für Tourismus- und Destinationsmanagement.

Doch auch Franek überlässt das Werben nicht Auerhahn, Gams und Murmeltier. Auch er sieht noch Potenzial im Nationalpark, ungefähr doppelt so viele Besucher würde der Park schon verkraften, meint der Direktor. Um das zu erreichen, sollen dem Weidendom

am Ufer der Enns neue Attraktionen folgen: Ein achtzig Meter langes Labyrinth aus Hecken in Form eines Fußes soll bis Mitte 2011 fertig sein, darin kann man sich dann etwa seinen persönlichen ökologischen Fußabdruck errechnen lassen. In Johnsbach entsteht ein Sagenweg speziell für Familien und am Raubboden wird der Nationalpark mit einem Themenweg für Menschen mit Rollstühlen zugänglich gemacht. Der Weg führt die Enns entlang und bietet wunderbare Ausblicke auf die Nordwände der Hochtör-Gruppe.

Als eine der ersten Maßnahmen in seiner Funktion als Tourismusobmann hat Drechsler nun endlich alle Übernachtungsmöglichkeiten im Gesäuse ins Internet gestellt. Als Nächstes will er versuchen, die Region wieder „auf den richtigen Pfad“ zu bringen, sagt Drechsler und nennt das „Erweckungstourismus“. Seine Ziele: mehr Betten, vielleicht ein Viersternhotel oder zumindest eines in der Kategorie drei Sterne plus. Eine halbe Million Tagesbesucher bewegten sich jährlich in der Region. „Wenn ich es schaffe, nur zehn bis zwanzig Prozent von ihnen aufzuhalten, habe ich schon gewonnen.“ Im Gesäuse gebe es schließlich alles: Kultur pur im Stift Admont mit seiner berühmten Bibliothek und Natur pur im Nationalpark.

Tourismusexperte Baumhackl macht dem Gesäuse Mut: Es könnte als Urlaubsziel ein Revival erfahren, denn im Gegensatz zu hoch erschlossenen Gebieten, wo der Plafond erreicht sei, gebe es eine Entwicklungsalternative. „Beim Sporttourismus im Winter ist schon alles ausgeschöpft, mehr Chancen sehe ich im Bereich Wellness und Gesundheit.“

Fürchtet Bürgermeister Jürgen Winter, dass in Schladming bald der Plafond erreicht ist und sich die Region langsam zu einer Art Alpendisney entwickeln könnte? „Das würde ich nicht zulassen.“ Und wo sieht er Schladming im Jahr 2030? „Schladming soll sein Image als einzige Bergstadt aufrecht halten. Und die Leute vor Ort sollen hier weiterhin gerne leben.“ Hans Groggl, der für die sportliche Infrastruktur der WM zuständig ist und mit dem Night Race seit 1997 in Schladming einen jährlichen Sieg einfährt, wünscht sich: „Den Namen Schladming soll man nach der WM nicht mehr buchstabieren müssen.“ ✕



Die Kröll-Statue
Mehr Glück hat da der Skirennläufer Klaus Kröll, in seiner Heimatstadt Öblarn wurde ihm ein vier Tonnen schweres Denkmal aus massivem Marmor errichtet, das nun die Ortseinfahrt schmückt



„Macht, was Ihr wollt!“

Der Dachstein: zwischen Allroundgipfel und Problemberg

GIPFELANALYSE: WOLFGANG KÜHNELT

Wenn man als Städter mit der Seilbahn auf den höchsten Berg der Steiermark (und Oberösterreichs!) fährt, bleibt einem erst einmal die Luft weg. Die 2700 Meter Seehöhe bei der Bergstation sind nicht ohne. Die gute Erschließung des Berges, gerade auch für Turnschuhtouristen, wird allerdings zunehmend zur Herausforderung für die Umwelt. 1877 begann man mit dem Bau von Schutzhütten, gut 130 Jahre später ist der Dachstein zur Attraktion für den Massentourismus geworden.

Die Liftbetreiber und Hoteliers vermarkten den Berg gleich in mehrfacher Hinsicht. Sie verwenden seine mystischen Elemente, sie betonen seine Qualitäten als Sportberg für Skifahrer, Langläufer und Kletterer, und sie helfen der Natur gerne ein bisschen nach, wenn es um Sightseeing geht. Etwa indem sie einen Balkon namens „Skywalk“ auf den Berg bauen oder einen künstlichen „Eispalast“ errichten.

Der wenig sensible Umgang mit dem Dachstein hat Tradition. Für die Bergstation am Hunerkogel wurde in den Sechzigerjahren ein beträchtliches Stück vom Gipfel abgesprengt. Heute ist der Gletscher am Dachstein ebenso durch den Klimawandel bedroht wie vergleichbare Gebiete in Mitteleuropa. Noch aber ist in den Prospekten die Rede von der üppigen Fauna und Flora,

vom Naturschutzgebiet und Weltkulturerbe, als das sich der Dachstein seit Ende der Neunziger bezeichnen darf.

Wer sich mit Fremdenverkehrswerbung beschäftigt, wird immer dann misstrauisch, wenn „Vielfalt“ als zentrales Verkaufsargument angeführt wird. Im Falle des Dachsteins klingt das auf den Tourismus-Websites so: „Macht, was Ihr wollt! Der Dachsteingletscher hat wirklich für jeden Besucher viel zu bieten.“ Weil er so vielfältig ist, dient der Berg seit Jahren als Truppenübungsplatz für das Bundesheer, als Trainingsstätte für Langläufer und Snowboarder, als Projektionsfläche für Esoteriker, als PR-taugliche Naturkulisse für Politiker und als Zufluchtsort für Künstlerinnen und Künstler, die von der Grazer Autorin Monika Wogroly auf den Gipfel entsendet werden.

Der Dachstein wird vermarktet, als sei er ein weltberühmter Dreitausender, obwohl er doch nicht mehr ist als eine regionale Größe mit einer maximalen Seehöhe von 2995 Metern. In der Steiermark galt übrigens lange der deutlich niedrigere Grimming als höchster Berg. Der genießt heute in weiten Teilen der Bevölkerung mehr Ansehen als der zum Eventberg mutierte Dachstein. Positioniert ist er als „höchster freistehender Berg Europas“. Nicht mehr und auch nicht weniger. ✕



„Ficken, nur zwei Euro“

Eine Disco- und Lokaltour durch Liezen und Umgebung ist ein raues, aber unterhaltsames Erlebnis

REPORTAGE: TIZ SCHÄFFER

Wer am späten Abend in Liezen ankommt und durch die leeren Straßen fährt, dem sei geraten, die zentral gelegene Ausseer Straße anzusteuern. Die Lichter der Lokale und Bars dort laden zum Verweilen ein. Eine Discotour durch das Ennstal sollte man gemütlich angehen. Gerade Neuankömmlinge sollten sich ein wenig Zeit für die – wie es im Bergsteigerjargon heißt – Akklimatisation lassen.

Während sich vor den Toren der Stadt ein größerer Kinokomplex niedergelassen hat, gibt es direkt in der Ausseer Straße ein schnuckeliges Programmokino. Dort kann man Filme mit Niveau sehen oder sich im direkt angeschlossenen Lokal, man darf es als gemütlich bezeichnen, eine deftige Unterlage für den Abend zuführen. Sicher, das Kino hatte es auch schon leichter. Seit vor eineinhalb Jahren – ein wenig außerhalb der Stadt – die Großraumdisco „Bollwerk“ eröffnet hat, sind Umsatzeinbußen spürbar, erzählt die Inhaberin Olga Kastner.

Ein Emo-Punk-Pärchen aus Bad Aussee, das hier rumhängt, meint, sie werden sich jetzt bald ins „Irish Pub“ verdrücken. Dort, es ist ebenfalls in der Ausseer Straße angesiedelt, wird man mit Steppenwolfs „Born to be wild“ empfangen.

Ansonsten gibt sich das „Irish Pub“ in etwa so, wie sich Irish Pub's hierzulande eben geben. Ein junger Bursche hat um 20 Uhr schon zu tief ins Glas geschaut und ruht seinen Kopf am Tresen aus. Die Kellnerin knallt ihm eine auf den Rücken, so etwas sieht man hier nicht gerne. Beim Verlassen des Lokals sieht man den jungen Mann in einem Séparée, er hält auf einer Couch eine kleine Siesta.

Wer nun die heißesten Discos des Ennstals besuchen möchte, dem sei eine Fahrt mit der Saturday Nightline – dem öffentlichen Discobus, der aber ausschließlich samstags unterwegs ist – ans Herzen gelegt. Gerade auch, wenn man die Nacht mit Alkohol verfeinern

möchte. Gleich in der Nähe der Ausseer Straße ist der Liezener Busbahnhof, lassen Sie sich von seiner Tristesse nicht abschrecken. Von dort aus kann man sich nämlich zu den drei größten Tanzschuppen der Region verfrachten lassen. Etwa ins nahe gelegene Irdning in das Traditionslokal der Region, dem – wie es heute heißt – „Entertainment-center Gabriel“.

Wer sich vor einer etwas längeren Fahrt nicht scheut, kommt bis nach Schladming, dort ist die „Hohenhaus Tenne“ daheim, ein großflächiger Nachtclub, der einen auf Skihütte macht. Selbst nach Bad Aussee geht eine Linie.

Auch dort hat der Familienbetrieb Gabriel vor fünf Jahren Wurzeln geschlagen, der älteste Sohn, Markus, führt das sogenannte „Salzhaus“. Mehr als zwei Disco-Destinationen sollte man sich für eine Nacht allerdings nicht vornehmen, vor allem wenn man später noch ins Liezener „Bollwerk“ möchte.

Es geht nun von Liezen nach Irdning ins „Gabriel“. Dort leitet Josef Gabriel seit 25 Jahren den Betrieb, tätig ist er schon seit 46 Jahren. Damals haben seine Eltern das Unternehmen als Gasthaus geführt. Heute stehen ihm seine Frau und seine vier Söhne zur Seite. 1969 spielten erstmals Unterhaltungskapellen zum Tanze auf. Da wurden die Luken noch strikt um 24 Uhr dichtgemacht, für den Samstag durfte man sich eine Ausnahmegenehmigung bis zwei Uhr morgens besorgen.

1973 wurde das „Gabriel“ dann das, was man heute als Disco bezeichnen kann. Seitdem wurde elf Mal umgebaut. Josef Gabriel, ein Fünfzigjähriger, geht eben mit der Zeit, und „vor Arbeit haben sich die Gabriels noch nie gefürchtet“, meint er. Neben den zwei Discos schupfen sie auch das Marktcafé in Irdning und sind für die Gastronomie im dortigen Sportzentrum verantwortlich.

Das letzte Mal erneuert haben sie vor eineinhalb Jahren, als das „Boll-

Gabriel Entertainment-center
Ringgasse 48, 8952 Irdning
Mi, Fr, Sa, vor Feiertagen jew. ab 20.30 (Disco)

American Bar
Ausseer Straße 33, 8940 Liezen
Mi–Sa, ab 20.00

Bollwerk Liezen
Niederfeldstraße 17, 8940 Liezen
Mi–Sa, vor Feiertagen jew. ab 20.30

Kino Café
Ausseer Straße 26, 8940 Liezen
Mo–So 11.00–14.00 und ab 16.30 (Küche bis 23.30)

werk“ gekommen ist, da wusste Gabriel, es ist wieder Zeit für eine Veränderung. Heute ist es die stilvollere Alternative dazu.

Der Betrieb gliedert sich in drei Teile. Ein apartes Restaurant, eine Lounge (tendiert in Richtung Aperol-Spritz und House) und die Disco im ersten Stock. Die drei Gastrobereiche finden ihr eigenes Publikum, laut Gabriel gibt es da auch keine Reibereien.

Die samstägliche Bus-Nightline hat Gabriel übrigens mitinitiiert, rauschige Gäste hat die Familie früher teilweise privat nach Hause kutschiert. Irgendwann wollten sie sich sogar eine Taxikonzession zulegen, was aber zu kompliziert war. Mit dem Nightliner wollte man den schweren Unfällen, die sich im Laufe der Jahrzehnte nach den Discobesuchen immer wieder ereignet haben, entgegenwirken. Die Nightline gibt es nun seit zwölf Jahren, der Bezirkspolizeikommandant Herbert Brandstätter meint, an Discounfälle in den letzten Jahren könne er sich nicht erinnern.

Ins „Gabriel“ pilgern jedenfalls schon Generationen junger Menschen „von Schladming bis zur Gaisalm“, wie Gabriel meint. Diesen Freitag geht in der Disco eine „Jackass“-Party über die Bühne. Beim Eingang begegnet man drei Milchbärten, die sich ihrer T-Shirts entledigt haben. Es ist gerade mal nach 22 Uhr. Nach Exzess schaut es aber nicht aus, sie lümmeln bloß rum und schauen ein wenig verloren aus mit ihren schmächtigen, weißen Oberkörpern.

Mädchen und Burschen halten sich eher sitzsaft voneinander getrennt in Grüppchen auf, die vorwiegend blonden Mädchen tanzen sich selber an. Der DJ unterhält mit R'n'B, brachialsprachigem Deutsch-Techno („Du willst immer nur ficken“), auch Rock von den Ärzten ist zu hören. Zwischendurch greift sich der DJ immer wieder das Mikro und zählt die Minuten bis zum „Jackass“-Contest. Das hört sich dann an wie beim Autoscooter am





Eine Discotour durch das Ennstal sollte man gemütlich angehen. Gerade Neuankömmlinge sollten sich ein wenig Zeit für die – wie es im Bergsteigerjargon heißt – Akklimatisation nehmen

Jahrmarkt. Die jungen Männer bringen sich mit einem sogenannten „Turbo“ in Fahrt, ein ehrlicher Rotwein mit Cola.

Gegen Mitternacht haben sich fünf Burschen gefunden, die für 150 Euro (1. Preis) oder eine Flasche Wodka (2. Preis) ein bisschen ihre Würde verlieren wollen. Es gilt, vorbereitete Aufgaben zu erledigen. Diese haben allerdings weniger mit den bekannten Stuntman-Spinnern zu tun als mit den Ekelspielen aus dem Dschungelcamp.

Zuerst muss ohne Zuhilfenahme der Hände, nur mit dem Mund, ein Kronenkorken aus einem mit Maden befüllten Aschenbecher gezuzelt werden. Umsichtig stellt der Moderator eine Tüte zum Kotzen bereit. Der Erste gibt auf.

Dann fünf Regenwürmer in den Mund nehmen. Eine zu leichte Aufgabe, der Moderator improvisiert: „Jetzt schlucken.“ Drei bleiben übrig, sie setzen sich eine mit Zwiebeln gefüllte Taucherbrille auf. Auch zu einfach. Beim anschließenden Rohe-Leber-Essen wird einer gelb-grünlich – noch zwei Kontrahenten. „Ist eine Friseurin da?“, fragt der Moderator. Klar, eine aus Admont. Der Sieger ist schnell ermittelt, er geht mit einer Glatze und der Prämie nach Hause.

Jetzt geht es zurück nach Liezen, ins „Bollwerk“. Der jüngste Spross der Discokette hat vor rund eineinhalb Jahren seinen Betrieb vor den Toren der Stadt aufgenommen. Der Komplex ist zweigeteilt, für die etwas Älteren gibt es den „Tanzstadl“, da kommt man erst ab 18 Jahren rein, er setzt eher auf Oldies und Schlager, und es wird geschwoft.

Die Jüngeren vergnügen sich im „Danceclub“. Immer wieder kam es in der Vergangenheit zu Raufereien, auch das Security-Personal stand unter Beschuss. Die Betriebsstellenleiterin Monika Lanz kennt die Probleme, die Aufpasser stammten bislang aus der Gegend, und einige Guards und Gäste kannten sich wohl zu gut. Neuerdings setzt man auf Auswärtige, die Lage habe sich entspannt, meint Lanz.

Laut Auskunft von Herbert Brandstätter sei die Polizei voriges Jahr rund achtzig Mal in Richtung „Bollwerk“

ausgerückt, geschätzte vierzig Mal wegen „Verdacht auf Körperverletzung“. Heuer, im ersten Quartal, waren es in Summe auch schon zwanzig Einsätze, das „Bollwerk“ liegt also im üblichen Schnitt.

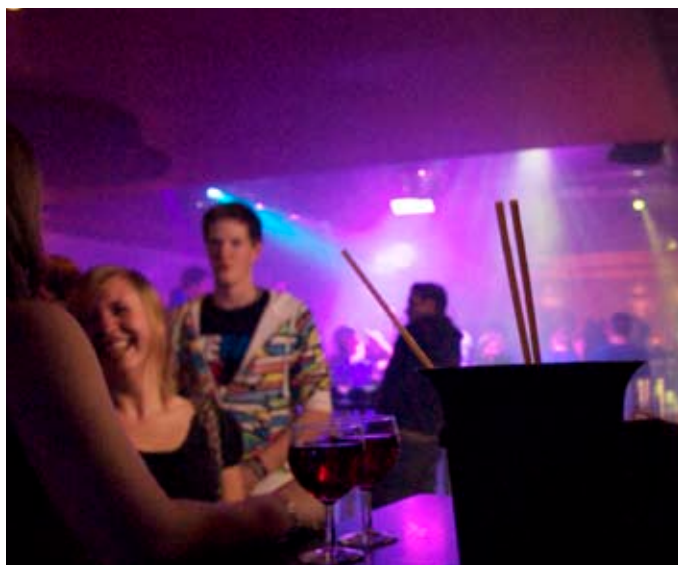
Dass es zehn Minuten nach Ankunft im „Tanzstadl“ zu einer Rauferei kommt, gut, das kann passieren. Die Wüteriche werden vom Sicherheitspersonal flugs nach draußen befördert. Alles, was zurückbleibt, ist ein Turnschuh. Und STS mit ihrem Song „Gö, du bleibst heut nacht bei mir“.

Während sich der „Danceclub“ die Gogo-Tänzerinnen spart, weil die dafür vorgesehenen erhobenen Plateaus mit ihren typischen Rekelstangen von zeigefreudigen Besucherinnen umarmt werden, geht es im „Tanzstadl“ die Spur kultivierter zu, auch wenn ein – in kleine Fläschchen abgefüllter – Josta-beerenschnaps namens „Ficken“ um zwei Euro im Tagesangebot steht. Dort bieten nämlich Taxitänzer kostenlos ihre Dienste an.

Damen, die für einen gepflegten Discofox niemanden abbekommen haben, nehmen diese gerne in Anspruch. Dass man als Taxitänzer immer wieder angebaggert wird, das kommt vor, erzählt einer von ihnen. Und manches Mal, da passt es dann ja doch.

Plötzlich taucht ein alter Bekannter auf. Es ist der junge Mann, der schon um 20 Uhr im „Irish Pub“ seinen Rausch ausgeschlafen hat. Wie ein junger Gott fegt er jetzt über die Tanzfläche, es ist kurz nach drei Uhr morgens. Im „Danceclub“ löst sich die Soirée langsam auf, drei Mädels heulen gemeinsam am Tresen.

Die vielen Eindrücke müssen verdaut werden, ein Absacker in der „American Bar“ bietet sich an, auch sie findet man in der Ausseer Straße. Es ist nicht mehr viel los um halb vier morgens. Drei, vier Leute hängen an der Bar rum. Sonst sei das schon anders, erzählt der Kellner. „Die Leute haben kein Geld mehr, es ist Monatsende.“ Am nächsten Tag allerdings fährt man durch ein überraschend belebtes Liezen wieder heimwärts. ✕



Dort wo ich nicht bin, dort ist das Glück

Facts

Um auszutesten, was an der alten These dran ist, werden die Jugendzentren des Bezirks einander mit einem eigens ausgerüsteten Bus Besuche abstatten (s. Seite 38)

ANZEIGE



Das letzte Mahl

Ein allerletztes Mal hat Dreihaubenkoch Didi Dorner im legendären Landhaus Stainach gezaubert

PORTRÄT: WOLFGANG KÜHNELT

Didi Dorner öffnet höchstpersönlich die Tür zu seinem Restaurant im Landhaus Stainach. „Uns gibt es da nicht mehr“, sagt er. „Wir sperren heute zu.“ Bevor er allerdings seinen Entschluss in die Tat umsetzt, serviert er noch einige seiner berühmtesten Kreationen. Als da wären das geeiste Rührei mit Forellenkaviar, die Steinpilzsulz, eine geschmorte Kalbsschulter und als Finale der grandiose Schokodome. Als Draufgabe gibt es ein Gespräch über die Kernfragen der Gastronomie in der Region Liezen: Wo die Gäste herkommen, wie es der gehobenen Küche in wirtschaftlichen Krisenzeiten geht und warum es kaum etwas Besseres gibt als eine Leberkäsemmel oder einen Wurstsalat.

Wer über die wechselhafte Beziehung zwischen dem Bezirk Liezen und

dem vielfach ausgezeichneten Küchenchef berichtet, sollte in Irndning beginnen. 1997 machte sich der junge Weststeirer Didi Dorner mit gerade einmal 25 Jahren selbstständig und übernahm den Hirschenwirt. „Das war eine wilde Quetschn, ein einfaches Dorfgasthaus. Kaum Platz, keine Technik. Eine Hütte am Ende der Welt. Und dort in Irndning haben wir einen Stern und drei Hauben gemacht.“

Sein Handwerk hatte er zuvor bei den Großmeistern Heinz Winkler und Josef „Hasi“ Unterberger erlernt. Das Selbstbewusstsein, zu einem der besten Köche des Landes aufsteigen zu können, vermittelte Dorner sich wohl autodidaktisch. Auf Fotos aus dieser Zeit gibt sich der Koch rebellisch. Mit orangen Haarsträhnen, kurzer Hose,

Gewehr und totem Rehbock posiert er im Wald. Ein Kochkünstler, der nach den Grundprinzipien des Rock 'n' Roll lebte und am liebsten die ganze Szene aufmischen wollte, dabei aber dennoch auf seine Art bodenständig blieb.

In der näheren Umgebung mochten die Leute den „Didi“ und sein unkompliziertes Gehabe. Wenn er jemanden bevorzugt behandelte, dann nicht etwa reiche Vorstandsdirektoren, sondern Kinder. „Das sind die Gäste von morgen. Für kleine Kinder ist es unmöglich, zwei Stunden ruhig herumsitzen, und sie können auch nichts dafür, dass die Erwachsenen essen gehen wollen. Wenn die Kinder keinen Spaß haben, dann haben die Eltern auch bald keinen Spaß mehr. Deshalb schauen wir vor allem, dass es dem Nachwuchs bei uns gefällt.“

Nach vielen schönen und ziemlich unbeschwerten Jahren „in der wilden Quetschn“ beschloss der Maître, sich zu verändern. Der Abschied vom Hirschenwirt war schmerzlich, das merkt man Dorner noch heute an. Dennoch ist er froh, sein Rezept auch an der nächsten Station, der Villa Falkenhof in Irndning, weiterentwickelt zu haben. Eines Tages kam dann ein vermögender Stammgast auf Dorner zu und schlug ihm ein Geschäft vor. Dorner würde sein eigenes Restaurant im Nachbarort bekommen, genau nach seinen Wünschen und Vorstellungen. Dafür habe er nur die Pacht zu zahlen. Knappe zwei Jahre lang ging das gut.

Didi Dorner hielt im aufwendig umgestalteten Landhaus nicht nur das hohe Niveau, er wurde endgültig zu einer überregionalen Marke. Seine Gäste kamen nicht mehr aus Irndning oder Stainach, sondern aus Wien, Linz, Graz, Salzburg oder sogar von noch weiter her. Im Durchschnitt, so ist Dorner überzeugt, nahmen seine Kunden bis zuletzt eine Anreise von gut und gerne 150 Kilometern in Kauf, um bei ihm zu essen. Der geografische Bezug des Landhauses Stainach wurde so zur Nebensache.

„Es ist eine schöne Region, aber ich bin nicht aus Überzeugung hier. Für die Gastronomie ist es eine extrem schwierige Gegend, fast eine Katastrophe. Der Großteil der Lokale ist im mittleren bis unteren Preissegment. Wir mit unserem Niveau und unserer Art zu kochen, sind da komplett daneben. Man muss klar sagen, wir leben unabhängig von der Umgebung, wir haben unsere Gäste über die Kulinarik gewonnen, es ist eigentlich egal, wo das stattfindet.“

Das Personal im Landhaus stammt übrigens auch nicht aus dem näheren Umkreis, sondern aus Salzburg, Niederösterreich, dem Burgenland und aus Deutschland.

Dorner ist zudem kein strikter Verfechter von regionaler Kochkultur, sondern mischt gerne das Einfache mit dem Exklusiven, das Heimische mit dem Internationalen. So entstehen Kombinationen wie die herrlich zarte Kalbsschulter, die mit würziger Gänseleber, Räucheraal und mariniertem Rotkraut eine hoch aufragende Genusspyramide bildet.

Der Küchenchef denkt gerne über die Natur der Dinge nach und versucht die Produkte so zuzubereiten, dass sie am besten zur Geltung kommen. „Der Steinpilz zum Beispiel ist als Sulz – neben roh und ganz frisch gehobelt – sicher die interessanteste Variante. Der Steinpilz kommt tatsächlich aus der Gegend, aus Mitterndorf. Aber er bekommt bei mir ein Flair, das ihn über diesen Raum hinaushebt.“

Auch wenn ihm das Gerede von der Herkunft der Produkte zunehmend auf den Nerv geht, liebt Didi Dorner die heimische Küche. Er kann minutenlang von Leberkäsemmeln schwärmen und von Palatschinken. Er schildert minutiös, wie man am besten einen Wurstsalat macht („mit Hesperiden-Essig, nicht mit so einem neumodischen Balsamico-Zeug“) und welchen kulinarischen Fauxpas er privat gerne begeht. „Ein schön herausgebackenes Schnitzel mit Kräuterrahmsauce, so richtig zum Tunken!“ Wer hätte das gedacht?

Dorner geht häufig und gern essen und sucht bisweilen auch die Diskussion mit dem Kollegen hinter dem Herd, wenn er mit etwas nicht einverstanden ist, sein Gegenüber aber für lernfähig hält. Die Bitte um Auskunft, wo man im Bezirk Liezen gut essen könnte, wehrt er allerdings entschieden ab: „Nächste Frage bitte.“ Zwar schätzt er die einfache Küche in einem guten Dorfgasthaus, aber er kann etwa partout nicht verstehen, wenn es beim Italiener als Hauptspeise Schweinskotelett gibt.

Die Entwicklung, dass auf jedem zweiten Produkt „bio“ steht und jedes Stück Fleisch alle nur erdenklichen Gütezeichen und Herkunftsbezeichnungen bekommt, lehnt Dorner ab. Naheliegender wäre es doch umgekehrt, sagt er, wenn alles, was nicht biologisch hergestellt werde und mit E-Nummern vollgestopft sei, mit Warnhinweisen versehen werden müsse. Dieser Hal-



tung folgend schreibt Dorner auch nicht auf seine Karte, dass das Fleisch vom „Pimperlbauern“ sei, denn seine Gäste könnten natürlich darauf vertrauen, dass er nur die bestmögliche Ware verwende.

Als Haubenkoch kauft er nicht am Bauernmarkt ein, sondern großteils per Telefon. „Das ist ja kein Geheimnis, dass alle guten Köche von zwei oder drei wirklich professionellen Firmen beliefert werden. Wenn der Fisch kommt, dann ist er mindestens durch zwei bis drei Qualitätskontrollen gegangen. Und wenn es keinen Steinbutt gibt, weil im Atlantik ein Sturm war, dann kochen wir eben etwas anderes.“

Ist der Schlussstrich von Didi Dorner im Landhaus Stainach ein Zeichen für die allerorten vermutete „Gourmet-Krise“? Dorner verneint entschieden. Im wirtschaftlichen Katastrophenjahr 2009 habe er ein kleines, aber respektables Plus von 0,8 Prozent gemacht. Durch seine treuen Stammgäste und durch die Tatsache, dass es auch in schwierigen Zeiten immer Feste geben werde, die die Menschen gebührend feiern wollen.

Im mittleren Preissegment sei es sicher härter geworden, denn das „neue



Essgeschichten

Facts

Schule, Dorf, See und Wirtshaus sind die Schauplätze, an denen die regionale in vier unterschiedlichen Projekten Essgewohnheiten hinterfragt (s. Seite 38)

Biedermeier“, das Dorner kommen sieht, treibe die Gäste dazu, zunehmend zu Hause zu bleiben. Doch in der Liga von drei Hauben und mehr habe man diese Probleme nicht.

Der Grund für das vorzeitige Aus im Landhaus war laut Dorner vielmehr die Chemie zwischen Verpächter und Pächter, die einfach nicht mehr optimal gewesen sei. Die Chance einer gütlichen Einigung ohne langwierige Schlammschlacht hätten beide Teile zu schätzen gewusst.



Nach der für alle Beteiligten doch einigermaßen überraschenden Sperrstunde in Stainach überlegt Dorner nun, wie er seinen Weg fortsetzen will. Wenn er seinen Michelin-Stern halten möchte, muss er nach Wien oder Salzburg gehen, denn die Steiermark wird von den gestrengen Testern aus dem Hause des französischen Reiseführers künftig nicht mehr angefahren.

Viel lieber als unaufmerksamen Geschäftsleuten ihren „Business Lunch“ in der Stadt zu servieren, möchte Didi Dorner aber am Land bleiben. Von der kleinen Bar in Stainach bis zum exklusiven Restaurant mit maximal zwölf Tischen in der West- oder Südsteiermark reicht die Palette seiner Überlegungen. „Das werden zwar viele nicht verstehen, aber ich bin dafür, dass wir weiterhin in einer einfachen Region hochwertige und international geschätzte Kulinarik machen. Ohne einen Sponsor und ohne finanzielle Abhängigkeiten. Ich fühle mich mittlerweile stark genug, um das in kleinem Rahmen anzugehen.“

Sagt es und serviert zum Abschluss noch eine wunderschön angerichtete Nachspeisenhalkugel, die als „Scho-kodome“ längst Gastronomie-Geschichte geschrieben hat. ✕

Regionale Küche: Von Raunkerln, Kräutern und Krapfen

Der Bezirk Liezen ist so groß, dass kulinarische Verallgemeinerungen schwer fallen. Regionale Produkte, die man auf jeden Fall gekostet haben sollte, sind das sehr gute Fleisch, insbesondere das Wild, der Frischkäse, der Steirerkas und der Schafkäse, etwa von der Fachschule Grabnerhof in Hall. Die Region ist außerdem bekannt für ihr reichhaltiges Kräutervorkommen, so gibt es etwa unzählige Majoran-Sorten und spezielle Bärlauch-Varianten. Wer selbst unter die Sammler gehen will: Der Grabnerstein in der Nähe von Admont ist als Kräuterberg bekannt.

Zu den Spezialitäten des Bezirks zählen die Krapfen. In der protestantisch geprägten Ramsau gibt es vor allem „woazene“ Krapfen aus Weizen-

mehl, die pikant oder süß gegessen werden. Im Tal, wo die Katholiken dominieren, findet man Krapfen aus Germteig, die mit Fleisch gefüllt werden, und „roggene“ Krapfen aus Roggenmehl. Letztere haben als Fülle oft Steirerkas, oder sie werden mit Sauerkraut und warmen Kartoffeln serviert. Die Krapfen sind eigentlich Almkost, werden heute aber oft im Tal angefertigt und dann erst auf den Berg transportiert. Die Raunkerln sind kleine südlige süße Schmankerln, die unter anderem mit Sauerrahm, süßem Rahm und Mehl geformt und dann heiß herausgebacken werden. Sie werden stets im Rahmen des Almbetriebs im Herbst serviert. An ausgewählten Orten bekommt man sie mittlerweile allerdings ganzjährig. ✕

Wie man Ennstaler Krapfen bäckt und wo man sie bekommt

Heidi Gasser vom Gasthof Wöhrer in Aigen im Ennstal verrät uns ihr Rezept. Als Grundmaterial für die Krapfen aus Germ nimmt man einen ungezuckerten Germteig. Dann faschiert man Geselchtes, Speck und Bratl. Den Germteig lässt man gehen und sticht dann mit einem Häferl eine Form aus. Mit dem Fleisch formt man einen Knödel, füllt den Teig und bäckt den Krapfen im schwimmenden Fett links und rechts langsam heraus.

Die roggene Krapfen bestehen aus Roggenmehl und Wasser sowie Milch oder Buttermilch. Den Teig lässt man rasten und vergisst nicht, ihn zu salzen. Dann schneidet man ihn in dünne Scheiben, wälkt ihn rund aus und bäckt ihn in richtig heißem Schweinefett heraus. Das muss innerhalb von Sekunden geschehen. Wenn der Teig „Blodern“ schlägt, sofort umdrehen. Dann auf ein Küchenpapier legen und abtropfen lassen. Das Endergebnis ähnelt optisch einer Palatschinke und wird traditionellerweise mit Steirerkas gefüllt. Die Anfertigung von Krapfen ist recht aufwendig. Sie werden daher meist in großen Stückzahlen produ-

ziert. Man bekommt sie auf Vorbestellung in vielen Gasthäusern und Almhütten in der Region. Drei besondere Empfehlungen:

Dorfwirt Wöhrer Heidi und Kurt Gasser sind junge und sehr umsichtige Gastgeber. Ihr traditionsreiches Haus liegt in der Nähe des malerischen Putterersees und bietet seit kurzem auch Fremdenzimmer an. Wöhrer, Lantschern 10, 8943 Aigen im Ennstal. Tel. 03682/22029, www.dorfwirt-woehrer.at

Erika Leitner Die Spezialistin für roggene Krapfen und Raunkerln hat einen eigenen Verkaufsstand in Irnding, Richtung Trautenfels am Spar-Parkplatz. Von März bis Anfang Dezember verkauft sie jeden Samstag von 7 bis 17 Uhr ihre Backwerke. Leitner, Bleiberg 3, 8952 Irnding. Tel. 0664/9213229

Bauernmarkt am Hauptplatz Gröbming Jeden zweiten Freitag im Monat von 9 bis 16 Uhr kann man in der Zeit von Ostern bis Oktober den gesamten Herstellungsprozess von Krapfen mitverfolgen und natürlich auch selbst testen, Kontakt: Monika Stiegler, Tel. 03685/22507, www.herbst-baueuerinnen.at/spezialitaeten/bauernmarkt.htm ✕



REGIONALE10

„TALKING LEAVES“

Damit auch die Menschen in der Landeshauptstadt sehen, was bei der regionale in Liezen so passiert, hat sich der Foto- und Installationskünstler Henry Jesionka, der im November 2009 von New York nach Graz gezogen ist, ein schönes Projekt ausgedacht, das im Medienkunstlabor (MKL) erlebbar sein wird. Besucher der regionale10 sind dazu eingeladen, all das, was ihnen rund um das Festival auf-, ge- oder missfällt, fotografisch festzuhalten und per MMS oder Mail an Jesionka zu schicken. In Graz werden die Bilder ausgedruckt, mit den Namen der Urheber versehen und als „Blätter“ auf installativen „Bäumen“ im MKL montiert, wo sie begutachtet und, ja, das auch, gepflückt werden dürfen. Vielleicht kriegt dann ja auch der eine oder andere Lust, sich persönlich einen Eindruck von der Region zu machen. Ist eigentlich gar nicht weit – 70 Minuten braucht ein Autofahrer, 110 Minuten der schnellste Zug von Graz nach Liezen.

MMS: +43 664 899 51 46 Mail: talking.leaves@regionale10.at Web: <http://talking-leaves.at>

EIN PROJEKT VON

kultur steiermark
REGIONALE 10

HAUPTSPONSOREN

LANDMARK Zipfer planai

DACHVERBAND R*E*X

Benediktinerstift ADAMONT
Burgstaller
IMPULS
KIK
Universal-museum Joanneum
TEAM GESAUSE

FESTIVALPARTNER

Benediktinerstift ADAMONT
Universal-museum Joanneum
ARCANA FESTIVAL STÄLLEN GESAUSE 2010
ENNSTAL-AUTO LIEZEN - GRÖBMING
BEZIRKSHAUPTMANNSSCHAFT LIEZEN
SCHLADMING DACHSTEIN
GESAUSE

U4